

# Die Neue Welt.



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nr. 30.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Herrschen oder dienen?

Roman von W. Kaufsky.

(3. Fortsetzung.)

Da war es Eugen, der in seiner lebenswürdig gewanten Manier ein anderes und fröhlicheres Thema ansetzte und Elvira sofort dafür zu interessieren wußte. Und dann kam man wieder auf das Auftreten der jungen Künstlerin zu sprechen, und Eugen bezeichnete Alfred die Rollen, welche sie dafür gewält. Die erste sollte das Gretchen in Gounod's Faust sein, für die zweite war Aida in Aussicht genommen. Elvira hatte mit der Titelpartie in Mailand die höchsten Triumphe gefeiert, und nun brachte der Impresario diese Oper mit der mailänder Truppe und der mailänder Ausstattung und vor allem mit der mailänder Primadonna nach Venedig. Das war ein Ereignis von der höchsten Bedeutung. Baron Hellenbach wenigstens war der Meinung, daß nichts das Interesse der Bevölkerung mehr in Anspruch nehmen und nichts den Ruhm der alten Dogenstadt wieder neubeleben könne, als das Gastspiel der Signora Bianca. Man war ganz in die heitere Stimmung von vorhin zurückversetzt, und Elvira scherzte über die Bewunderung, die ihr zuteil wurde, sie suchte sie zu bespötteln und ergötzte sich doch daran.

Alfred nam dann Abschied und Eugen geleitete ihn hinaus bis an die Treppe. Elvira erhob sich, als sie allein war, sie ergriff einen Fächer und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Dann warf sie sich, wie im Unmut, auf das Rundsofa von dunkelblauem Sammet, das von Blumen überlagt war. Gleich darauf trat Eugen wieder ein. Er hielt eine herrliche, dunkelrote Rose zwischen seinen Fingern; sein Gesicht hatte einen belebteren, fast triumphirenden Ausdruck angenommen, und in kühner Behendigkeit wollte er nun die Rose an ihrem Kleide befestigen. Sie rückte von ihm hinweg, und mit einem Lächeln, das halb übermütig abweisend, halb spöttisch war, nam sie ihm die Rose aus der Hand.

„D.“ machte er zärtlich vorwurfsvoll, „ich meinte, diese Gnade verdient zu haben. Habe ich nicht alles nach deinem Geschmack, nach deinen Bedürfnissen hier eingerichtet? Oder hast du noch einen Wunsch? Nenne ihn mir und er soll erfüllt sein.“

„Ich wünsche nichts,“ sagte sie mit dem früheren Lächeln.

„Dann sage mir, daß du zufrieden bist.“

„Ich bin's.“

„Wirklich, Elvira?“

„Vollständig.“ Sie reichte ihm die Hand.

Er riß dieselbe an sich mit dem lebhaftesten Entzücken, und er küßte sie wiederholt. Sie duldete es, wie eine Guldigung, die unabwendbar und durch Gewöhnung auch eindrucklos geworden war.

Er fuhr gleichwol keineswegs ernüchtert fort: „Begreifst du, wie glücklich ich bin? Endlich wieder eine Stunde mit dir allein; wie lange habe ich darnach geseufzt! Weshalb hattest du damals auch die Einladung der Gräfin Dellaqua, in ihr Palais zu ziehen, angenommen? Sie ließ dich nicht mehr los, du bliebst während des ganzen mailänder Aufenthalts ihr Gast und ich mußte noch froh sein, wenn ich dir hie und da die Fingerspitzen küssen durfte.“

Sie lachte laut und übermütig auf. „D., es war köstlich, es hatte mich sehr erlustigt, aber ich versichere Sie, Eugen, diese schüchterne Minne, diese toggenburgartige Anbetung par distance paßte Ihnen vortrefflich, und ich habe soviel Gefallen daran gefunden, daß ich wünschte, Sie üben sie noch länger.“

„Elvira, das ist abscheulich, das ist grausam, was Sie mir da sagen!“ Unwillkürlich trat auch bei ihm wieder das „vous“ an die Stelle des vertraulichen „Du“.

Sie zuckte leicht die Achseln, und rasch das Thema und den Ton ändernd, fragte sie freundlich:

„Haben Sie das Theater schon besucht, in welchem ich singen soll? Es ist La Fenice, es soll groß und sehr akustisch sein.“

„Ich kenne es noch nicht,“ bemerkte er, merklich herabgestimmt.

Sie sah ihn sehr verwundert an. „Aber Sie sind doch drei Tage schon in Venedig, haben Sie sich so wenig mit meinen Angelegenheiten beschäftigt?“

„Verzeihen Sie, ich habe mich sehr viel damit beschäftigt, vor allem aber war ich darauf bedacht gewesen, diese Appartements hier nach Ihren Wünschen und Bedürfnissen zu arrangiren.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte sie kühl, aber in graziösester Anmut ihr Haupt neigend. „Und wo logiren Sie, Eugen?“

„Im Grand Hotel am Canal grande, aber ich fühle mich dort nicht ganz behaglich, und sobald hier im Daniel etwas frei wird —“

„Hier im Daniel? Sie können doch unmöglich daran denken, mit mir in einem und demselben Hotel zu wohnen?!“

Er lächelte konvulsivisch und seine Lippen bebten unter der gewaltsamen Anstrengung, seinen Zorn zurückzuhalten.

„Freilich nicht, freilich, da Sie doch einmal eigensinnig darauf erpicht sind, in den Geruch der Unnahbarkeit und Heiligkeit zu kommen.“

Sie sah ihn starr an mit den schönen, sich vergrößernden Augen, und kalt und bestimmt kam es von ihren Lippen:

„Ich möchte mir wenigstens den Schein bewahren.“ Dann mit einem Seufzer senkte sie langsam die Augen, und wie unabsichtlich legte sie die Rose, die sie bisher in der Hand gehalten,

neben sich auf den Sitz, sodaß sie zwischen ihr und Eugen zu liegen kam.

Er hatte die Lippen aufeinander gepreßt und den blonden Schnurbart fest zwischen die Zähne geklemmt; er schien nachzudenken; dann, als wüßte er, daß diese Launen nicht unbefieglbar, machte er eine plötzliche Wendung gegen sie, und er flegte, leidenschaftlich erregt: „Elvira!“

„O, meine Rose!“ rief sie in einem halb besorgten, halb kapriziösen Ton. „Hüten Sie sich, sie zu zerdrücken, sie ist so schön, und — sie ist von Ihnen, ich halte darauf.“

„Nennen Sie sie fort, Elvira, oder ich tue es!“ Seine Stimme bebte.

„Ich wünsche, daß Sie sie belassen, Eugen, ich wünsche, daß Sie meine Rose, wie meine Stimmungen respektiren.“ Sie lehnte sich zurück, auch um ihre Lippen spielte ein nervöses Zucken.

Er war aufgesprungen, es kochte in ihm, und doch hielt er noch an sich, und doch wagte er nicht, seinen Unwillen, seinen Born laut werden zu lassen; er fürchtete zu sehr den ihrigen, und noch mehr ihren Uebermut und ihren Hohn; er durfte sich keine Blöße geben, und um keinen Preis wollte er einen Bruch herbeiführen. So war er ganz der Sklave jenes Weibes geworden, er küßte es, und doch zitterte der Schwächling, sie könnte selbst seine Ketten brechen und zu ihm sagen: Geh, du bist frei! Der Gedanke war ihm unerträglich, es durfte nicht sein. Mit ungleichen Schritten ging er auf dem weichen Teppich auf und nieder. Die engen Lackstiefeln drückten ihn, sie vergrößerten seine Pein, aber nichtsdestoweniger gewann er es über sich, leicht und elastisch aufzutreten und seiner Figur die vorteilhafte Haltung zu bewahren. Es war ein männliches Sichselbstbezwingen, und in unsrer guten Gesellschaft verlangt man von einer vollkommenen Männlichkeit fast keine andern Proben mehr.

Elvira verharrte one Bewegung in ihrer Stellung. Nach einer Pause sagte sie dann mit matter, sichtlich angegriffener Stimme: „Eugen!“

Er fur auf, er sah zu ihr hinüber, ungewiß, fragend, zaubernd.

„Bitte, drücken Sie an den Telegraphen, ich bin müde, läuten Sie zweimal, es ist für die Kammerjungfer.“

Eugen willfarte rasch und kehrte hierauf mit völlig verändertem Wesen wieder zu ihr zurück.

„Sie sind müde?“ fragte er besorgt. „Sie haben heute eine Eisenbahnfahrt gemacht, und ich konnte das vergessen!“

„Und ich habe heute so viele neue Eindrücke erhalten, — ich bin erschöpft, — ernstlich angegriffen, glauben Sie es mir.“

„Ich klinge mich an, daß ich das nicht vorsehe, daß ich es zu wenig beachte, und doch war es ersichtlich, ja, Sie bedürfen der Ruhe.“

„O, ich werde mich eine zeitlang sehr schonen müssen; meine Stimme hat durch die Anstrengungen, die ich ihr in letzter Zeit zugemutet, etwas gelitten, so scheint es mir, und ich möchte —“

„Sie müssen hier in all dem Glanz Ihrer Stimme und Ihrer Schönheit erscheinen, ich wünsche das so lebhaft, wie Sie selbst, ich wäre untröstlich, wenn eine Indisposition Sie beeinträchtigte.“

„Dann gute Nacht, und auf Wiedersehen!“ Sie erhob sich, und mit einem etwas schwachen, aber charmannten Lächeln reichte sie ihm die Hand zum Abschied.

Er küßte sie wiederholt. Die Kammerjungfer trat ein, der Baron nam seinen Hut und ging. Auf der Piazzetta angekommen, warf er sich in eine Gondel.

„Nach dem Kasino!“ rief er. Dort war die Feine doree verjammelt, dort bildete heute die Ankunft der schönen Primadonna wol den einzigen Gesprächsstoff des Abends. Dabei durfte er nicht felen. Er wollte von ihr reden hören. Ich muß die fiebernde Neugier kennen lernen, ich will in den Blicken die Erwartung lesen, die all diese Menschen ihr entgegenbringen, sagte er sich. Alle ihre Photographien sind aufgetauft, man wird sich um sie reißen und man wird Elvira so verführerisch schön, so pikant finden, und mich — ach, trotz all ihrer Brüderie, trotz all ihrer Manöver, den Schein zu waren, weiß man doch, daß ich der Besitzer dieses Schazes bin, und meiner Treu, ich will wenigstens die Genugtung haben, daß man mich darum beneidet.

„Defsen Sie die Fenster!“ rief Elvira, als sie mit dem Mädchen allein war. „Dieser Blumenbust, diese vielen Flammen, es ist entsetzlich — es ist erstickend hier!“ Sie rief es in fast empörrer Erregung. Das Mädchen versicherte, daß die Fenster onedies geöffnet seien. „Dann drehen Sie alle Flammen aus, alle, alle, und ziehen Sie die herabgelassenen Rideaux hinauf,

öffnen Sie auch die Balkontür, ich will Luft, reine, reine Luft! Diese Atmosphäre tötet mich!“ Sie war nach dem Fenster geeilt, und als das Mädchen, dem Befehle rasch gehorchend, den seidenen Rollvorhang hinaufzog, sank Elvira, beide Hände vor ihr Gesicht schlagend, in einen Stul.

Eine Flamme nach der andern erlosch, es ward dunkel im Salon. Nur an einem entfernten Tischchen branten die Kerzen eines Armleuchters, in einem beschränkten Umkreis nur eine notdürftige Helle verbreitend.

„Lassen Sie mich allein, Sie können mich im Schlafzimmer erwarten!“ Sie sagte es sanft, kaum hörbar. Das Mädchen entfernte sich wieder.

Langsam, schwankend erhob sich Elvira und sie trat auf den Balkon hinaus, der nach der Riva ging. Eine süße, laue Luft umfing sie, sie sog sie gierig ein. Es war stille geworden hier außen. Es war gegen Mitternacht und die Riva war menschenleer. Kein Geräusch von der Straße herauf, nur aus der Ferne, drüben hinter dem Vido, rauschte das Meer. Elvira lehnte sich an die Brüstung und sah hinaus. Das Wasser des Kanals lag in dem schwachen Schein des sinkenden Halbmondes bleiern da und so ruhig, daß die rötlichen Reflexe der Schiffslaternen unverrückt auf demselben standen. Wo sich die Lagune weitet, erschien das Wasser lichter und duftiger, und da am äußersten Horizont brach ein heller Stral durch die vom Meer aufsteigenden Nebel und glizerte auf dem bewegteren Wasser der Lagune. Grade ihr gegenüber, auf der andern Seite des Kanals, erhob sich in ernster, stolzer Pracht die Maria della Salute, auf deren silbernen Kuppeln der Schimmer des Mondes lag, und daneben, an der äußersten Landspize und gegen die Lagune gewendet, die Dogana di Mare, mit der großen goldnen Kugel, über der die Silhouette der Fortuna zu schweben schien. Elvira sah und sah, und ihre Augen vermochten sich nicht loszulösen von dem Bilde. So schön, so stille, in all ihren märchenhaften Reizen lag sie da, La bella Venezia, leise schlummernd wie das Meer, das sie umschlungen hält. Und jetzt drangen die zitternden Töne einer Guitarre an Elvira's Ohr und eine Männerstimme begann eines jener alten Lieder, die bald vergessen sein werden und die einst die Gondoliere selbst zu den süßen oder gewaltigen Worten Ariosts und Tasso's komponirt. Es klang so weich, so schmerzdurchzittert, verichönt noch durch die Ferne.

Elvira lauschte. Die vollen Lippen öffneten sich ein wenig, gleichsam als könne sie einatmen den Zauber des Liedes. Es klopfte stürmischer in diesem jungen Herzen. Ein Gefühl unsagbarer Sehnsucht stieg in ihr auf und füllte ihre Augen mit Tränen. Sie preßte die kleinen Hände ineinander und dann lösten sie sich wieder, und sie öffnete die Arme weit, als umfinge sie ein Traumgebilde, das durch die Schönheit des Orts, das durch das Schweigen der Nacht ihrer Seele näher gebracht ward. O, könnte ich doch einmal, einmal nur an einem Herzen ruhn, das groß und edel denkt, könnte ich einmal nur in schener Ehrfurcht zu einem Manne aufsehen, einmal einem Blick begegnen, der in ernster, vertrauensvoller Bärtlichkeit den meinen sucht! — Ihre feuchten Augen sahen hinaus, sie irrten in die von einem weiten Horizont begrenzte Ferne. So weit, so weit und unerreichbar dünkte ihr, nach dem ihr Herz verlangte.

Der Sänger schwieg; das Lied verklang. Sie fur sich über die Stürne, als wolle sie zugleich mit diesen Tönen etwas aus ihrem Gedächtnisse hinwegscheuchen; und wieder zur Gegenwart zurückgekehrt, gestand sie sich voll Bitterkeit: Nur der Erbärmlichkeit stehe ich gegenüber; von einer niedern Gier entflamt seh' ich alle, die mich umgeben, und ich — ich habe mich gewöhnt, mich daran zu weiden! — Und warum sollte ich es nicht! Ich herrsche über diese Aristokratie des Adels und des Geldes, — aber kann ich sie ändern? Und doch bin ich gezwungen, unter ihnen zu leben, wenn ich in meiner Kunst etwas erreichen will. Ah, ihrer allein bin ich sicher, sie allein bringt mir Befriedigung, sie allein kann ich lieben! — Und wieder sah sie hinab in die dunkle, unergründliche Flut. Mit leisem Rudererschlag kam, nahe der Riva, eine Gondel vorüber; schwarz wie ein Schatten und ebenso unhörbar glitt sie über das Wasser. Elvira blickte ihr nach. Es war wol ein Fremder, ein Künstler vielleicht, der so spät hinausfur in die Lagune? Sie zuckte leise zusammen unter einem sich ihr aufrängenden Gedanken.

Wenn er es wäre? Freil! — Er könnte ja heute schon angekommen sein, er wird es morgen oder übermorgen sicher sein. Und ich soll ihn also wiedersehen! Und ich bin's, die ihn herberufen hat, auf meine Anregung, auf meinen Rat ist es geschehn!

Er weiß es nicht, er soll's auch nicht erfahren, wenn ich es hindern kann. Mich soll's allein befriedigen und erfreuen, wenn er bei seinem Auftreten hier gefällt, wenn er endlich den engen, drückenden Verhältnissen sich entziehen und zur vollen Anerkennung seiner künstlerischen Fähigkeiten gelangen kann. Mir allein soll er dies zu danken haben! Und er wird dann seine Minna heiraten und glücklich sein. — Glück! — O ja, er wird es sein, ich wünschte es ihm aus ganzer Seele. Aber auch dies Glück wird er mir verdanken, denn sie, wirklich, sie hat nichts getan, es zu erfüllen.

Der Mond sank tiefer, tiefer, in einigen Minuten mußte er hinter der Giudecca untergehen.

Eine feuchte Luft wehte vom Meere herüber, Elvira schauerte zusammen; es mußte spät sein. Wie zur Beantwortung tönten in dem Augenblick von der Turmuhr des Markusplatzes die dröhnenden Schläge der großen Erzfiguren, die diese, mit ihren Hämmern weit ausholend, gegen die Glocke füllten.

Es war eins.

Dein Spuk ist vorüber, Venezia, dein Zauber ist gebrochen! rief Elvira aufatmend. Ich will mich dir nimmer gefangen geben! — Sie wachte der Lagune den Rücken und trat in die Tür und in den Salon zurück, lächelnd, schön und stolz, wie eine Siegerin.

### Drittes Kapitel.

In Mariens großem Wohnzimmer saßen die Schwestern auf dem kleinen Sopha, sich zärtlich umschlungen haltend. Die beiden, die einst einander so ähnlich gewesen, daß man sie oft verwechselte, wie verschieden waren sie jetzt. Elvira hatte eine einfache Toilette gewählt, und doch, wie vornem erschien sie darin, wie elegant. Welcher Geschmack, welches Raffinement war auch darauf verwendet, um all' die Vorzüge des schönen Weibes auf's günstigste hervorzuheben. Welche Berechnung in Farbe und Schnitt! Wie zart erschien dadurch der Teint, wie weiß und fein das Handgelenk, das von gelblichen Spizen umflutet war, die in zierlichster Weise auch den zarten Hals umgaben. Wie kokett saß das blumengeschmückte Hütchen auf dem dunkeln, reich hervorquellenden Haar, das, der Antike nachgeahmt, tief gegen die Stirn herabfiel.

Wie unscheinbar, wie ärmlich nam sich die Schwester an ihrer Seite aus! Das dunkle, selbstgemachte Hauskleid war nicht einmal grazios zu nennen, das dünner gewordene Haar war glatt gescheitelt, der Teint hatte an Frische verloren und die Hände waren rot und abgearbeitet, von Frostbeulen entsetzt, die seit dem letzten Winter sich noch nicht ganz verloren. Und doch, wenn man sie beide in einem Bilde gesehen, in dem der finlichwarme Hauch der Farbe, des Lebens nicht mitwirkte, hätte Marie als die poetischere Schönheit gelten müssen. Sie selbst dachte nicht daran, einen Vergleich anzustellen, neben ihrer Schwester in Betracht zu kommen; sie sah voll bewundernden Entzückens auf die glänzende Erscheinung der jüngeren.

„O, nun begreife ich's, daß sie alle für dich schwärmen, Elvira, daß Alt und Jung, Männer und Frauen in gleicher Weise von

dir entzückt sind, aber es hat dich garnicht stolz gemacht, du bist so lieb, so herzlich gut, wie früher.“

Elvira drückte die Hand der Schwester. „Tausche dich nicht, Marie,“ sagte sie mit einem reizenden Lächeln, „ich bin doch stolz, ich bin es auf meine Kunst, auf meine wachsenden Fortschritte in derselben; ich bin stolz auf die mir innewohnende Fähigkeit, die Gedanken und Empfindungen großer Meister zu verstehen, sie gleichsam zu meinen eigenen zu machen. Sieh, durch den Hauch meiner Leidenschaft, meines Talents vermag ich sie zu beleben, durch meine Individualität diese Schöpfungen der Menge zum sichtbaren und lebendigsten Ausdruck zu bringen. Du kennst das nicht, aber glaube mir, es ist ein stolzes, erhebendes Gefühl, durch diese mir innewohnende Kraft auf das Fühlen eines nach tausenden zählenden Publikums einzuwirken, es mit hineinzureißen in den Wirbel tumultuarischer Empfindungen. Für die tiefe Sehnsucht, die jubelnde Freude, den wildesten Schmerz weiß ich ein Echo in ihren Herzen zu erwecken. Ich entlode ihnen Tränen und gleich darauf sind sie noch stürmischer erregt, bis zur Begeisterung entflammt, hingerissen zu frenetischem Jubel. O, das bringt auch mir Entzücken, das tut mir gut, das entschädigt mich für vieles, — das könnte mir Trost sein für alles!“

Marie sah erstaunt, verwirrt fast der Schwester in die tiefen Augen, die in Begeisterung erglänzten. „Tante Luise würde dich verstehen, ich kann dich nur bewundern.“

Elvira machte eine leichte, abwerende Bewegung. „Lassen wir das.“ Sie nam wieder Mariens Hand. „Du sollst mir jetzt von dir erzählen, von deinem Glück, von dem du mir wiederholt geschrieben hast; du sollst mir all' deine Freuden nennen.“

Marie zeigte fröhlich nach dem Korbe, der vor ihnen stand, in dem die kleine Marietta gebettet lag und sich damit unterhielt, ihre Fingerchen ineinander zu schieben.

„Sieh, Elvira, das ist meine beständige und größte Freude, ich habe sie immer vor Augen, ich trenne mich garnicht von ihr.“

Elvira nickte, und nach einem flüchtigen Blick nach dem Kinde sah sie sich etwas genauer in dem Gemache um. „Und das ist die Kinderstube?“ fragte sie.

„O, es ist alles, meine ganze Welt, es schließt all' meinen Reichtum ein,“ entgegnete Marie lachend.

„Aber dann bist du ja auf das allernötigste beschränkt, mein armes Kind!“ rief Elvira, in fast erschrockener Teilname noch immer herumspähend. „O gewiß, du hast weniger Komfort als zuhause, ich bemerke nichts von jenen Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus, die uns das Leben erleichtern und verschönern, die zerstreuen und amüsieren und über manche Stunden des Verdrußes und der Langeweile hinweghelfen.“

„Ach, du bist komisch, Elvira, du sprichst mir von Langeweile, das Wort kenne ich nicht; meine Zeit will nicht ausreichen für all' meine Pflichten, für all' die Beschäftigungen, die ich mir vorgenommen, und das wäre auch der einzige Verdruß, den ich empfinde.“ Die Tür öffnete sich in dem Augenblick ein wenig und Doménika drängte sich zur Hälfte hindurch. Eine ein Wort zu sprechen, winkte sie mit beiden Händen ihre Gebieterin zu sich hinaus. (Fortsetzung folgt.)

## Ehe- und Hochzeitsgebräuche.

Kulturgegeschichtliche Skizze von S. Sch.

(Schluß.)

Das Rauben der Weiber oder der Brautraub, wie es allgemein genant wird, hat bei allen Völkern bestanden, und diesem Brauch ist auch zuzuschreiben, daß so häufig die Männer eines Stammes nicht die Frauen desselben Stammes heiraten dürfen, sondern sich eine Frau aus einem fremden Stamme holen müssen; eine Sitte, die wissenschaftlich Exogamie genant wird. Tapferkeit wurde geachtet, Feigheit verhöhnt, und derjenige, der nicht imstande war, eine Frau aus fremdem Stamm zu erringen, das heißt, sie sich zu rauben, ward verachtet. So mag es wol zuletzt als Schimpf angesehen worden sein, sich eine Frau aus dem eignen Stamme zu nehmen, und die Folge war, daß derartige Heiraten ganz abkamen und die Heirat in fremden Stamm noch beibehalten wurde, als der Grund dafür längst nicht mehr vorhanden war.

Freilich finden wir auch noch Völkerschaften, die das entgegengesetzte Prinzip verfolgen und die nur im eignen Stamme heiraten. Diese Sitte, Entogamie genant, ist ein Ueberbleibsel der Primitivfamilie und bei weitem nicht so verbreitet, wie die Exogamie.

Auf den Fidschiinseln ist diese Art, sich eine Frau zu verschaffen, noch heute gang und gäbe. Hat daselbst sich ein Mann eine Frau durch Raub verschafft, und ist sie es nicht zufrieden, so flieht sie, wenn möglich, zu jemandem, der sie schützen kann. Ist sie indes einverstanden, so wird ihren Freunden am andern Morgen ein Fest gegeben und alsdann wird das Paar als Mann und Frau betrachtet.

Am rohesten hat sich die Form des Brautraubes wol bei den Bewohnern von Neuholland erhalten. So berichtet der Engländer Collins über denselben bei den Eingebornen in der Gegend von Sidney folgendes: „Das unglückliche Mädchen wird in Abwesenheit ihrer Beschützer geraubt. Zuerst verfehlt der Entführer ihm auf Kopf, Nacken und Schultern so heftige Schläge mit der Keule oder einer Holzwaße, daß das Blut stromweise hervorquillt und es betäubt zusammenbricht. Dann wird es mit solcher Ausdauer und Heftigkeit durch das Gestrüpp geschleift, daß man meinen sollte, der Arm würde ihm aus dem Gelenke gerissen werden.“

Auf die Steine oder Baumstämme, die etwa im Wege liegen, achtet der Liebhaber, oder vielmehr Räuber, natürlich nicht; sein einziges Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, seine Beute bei seiner Horde in Sicherheit zu bringen.

Derartige lebenswürdige Hochzeiten haben natürlich Repressalien seitens des geschädigten Stammes oder, wenn das Mädchen bei der Werbung totgeschlagen wird, Blutrache zur Folge, und die ewigen Kriege und Kämpfe finden stets neue Nahrung.

Eine etwas höhere Stufe der Entwicklung nehmen jene Völkerschaften ein, bei denen der Frauenraub zwar noch existiert, wo der Räuber aber, wenn ihm sein Raub gelungen ist, sich mit den Anverwandten der Braut gütlich einandersezt. Auf dieser Stufe erwirbt der Brautrauber durch seine Tat ein Recht auf die Geraubte, und gewöhnlich wird die Familie der letzteren durch einen Brautpreis entschädigt.

Auf dieser Entwicklungsstufe stehen z. B. noch die Kalmücken. Wenn bei diesen der Mann die von ihm Erwählte durch Gewalt oder List aus dem Hause ihrer Eltern fortgeschafft hat, so haben die Eltern nicht mehr das Recht, dieselbe zurückzuverlangen. Auch die Mapuché, ein indianischer Stamm, gehören hierher. Wenn bei diesen sich ein junger Mann zu verheiraten beabsichtigt, so wirbt er, um sein Projekt zur Ausführung zu bringen, zunächst einige Freunde, die ihm helfen sollen. In einer dunklen Nacht begeben sie sich zu Pferde vor die Wohnung der Eltern und umstellen dieselbe. Ein halbes Duzend get ins Haus und benachrichtigt den Vater des Mädchens von dem Zwecke des Unternehmens und ersucht ihn um seine Zustimmung, die in den meisten Fällen nicht verweigert wird.

Während dessen sucht der Bräutigam das Lager der Braut auf, die, laut schreiend, ihre Angehörigen zuhülfe ruft. Jetzt beginnt



ein großer Lärm. Die Weiber der Familie und des Dorfes kommen, von dem Schreien herbeigezogen, mit Knütteln, Steinen und Wurfschiffen aller Art, und suchen das Mädchen zu verzeihen. Glücklicherweise der Mann, der mit heiler Haut, ja ohne zer-  
schlagenen Schädel, davonkommt. Es ist Ehrensache für die Braut, zu widerstreben, selbst wenn sie ihren Bräutigam gerne will.



Derartige Erscheinungen bilden den Uebergang von dem wirklichen Frauenraube zu der Ceremonie des symbolischen Frauenraubes, wie wir dieselbe als Teil der Hochzeitsfeierlichkeit überall beobachten können.

In romantischer Weise zeigt sich diese Ceremonie bei den Hochzeiten einzelner Kalmückenstämme. Nachdem der Bräutigam seine Werbung bei dem Vater der Braut angebracht hat, und der Vater mit dem Brautpreis, die Summe Geldes, die er für das Mädchen zu bekommen hat, zufrieden ist, so bestimmt der Bräutigam einen Tag, an welchem er die Braut einholen will. An diesem Tage naht er sich mit allen seinen Freunden, die er hat aufreiben können, zu Pferde dem Zelte der Braut. Sobald diese ihn erblickt, jagt sie auf einem, schon bereit gestellten, hübsch geschmückten Pferde davon und ihre Verwandten und Nachbarn beginnen mit den Freunden des Bräutigams ein Scheingefecht, während dieser selbst seiner fliehenden Braut nachsetzt, bis er sie einholt. Unter Freudenerschüssen und Geschrei wird in diesem Falle das Paar ins Lager zurückbegleitet, woselbst dann die Hochzeit durch Schmaus und Tanz gefeiert wird. Ist das Mädchen nicht gewillt, die Frau des Freiers zu werden, so versucht sie, indem sie ihr Pferd aufs äußerste antreibt, ihrem Verfolger zu entkommen. Gelingt ihr dieses, so hat derselbe kein Recht mehr an sie, und es heißt, daß noch kein kalmückisches Mädchen von einem mißliebigen Bräutigam erjagt worden sei.

Bei dem Stamme der Usbeken, in der Gegend von Kabul, finden wir gleichfalls die erwänte Heiratsceremonie. Die Angehörigen der Braut und des Bräutigams begegnen sich auf einem vorher bestimmten Felde, und bewerfen sich gegenseitig mit Asche und Mel, bis die eine der Parteien in die Flucht geschlagen ist. Hierauf folgt die Versöhnung, welcher dann das ja überall gebräuchliche Hochzeitsmal die richtige Weihe gibt.

Auch die Araber verbinden die Ceremonie des Brautraubes mit ihren Hochzeiten. In Jodua wird die Braut gegen Sonnenuntergang auf einem Kameel zur Stadt hinausgeführt, woselbst sich die Bevölkerung zu Pferde und zu Fuß versammelt hat. Als dann beginnt um die Braut herum ein Kampf, den gewöhnlich Abteilungen von vier gegen vier ausfechten, wobei sie ihre Schußwaffen wiederholt abfeuern. Nähert sich der Bräutigam dem Kameel, auf welchem die Braut sitzt, so wird er von den dasselbe umgebenden Negerfrauen mit dem Geschrei *Burra! Burra!* (fort, fort) zurückgetrieben. Zuletzt wird dann die Braut, wenn der Zug sich dreimal um die Stadt herum begeben hat, in die Wohnung des Bräutigams gebracht.

Unsere Gegenfüßler in Neuseeland halten es gleichfalls für eine Schande, sich ohne Kampf, und wäre es auch nur ein Scheinkampf, in den Besitz eines zarten weiblichen Wesens zu setzen. Der englische Reisende Carle berichtet darüber: „Auf Neuseeland äußert sich die Bewerbung und die Ehe auf eine ganz ungewöhnliche Weise, so daß es dem Zuschauer nie in den Sinn kommen würde, eine Neigung zwischen den betreffenden Personen vorauszusetzen. Ein Mann sieht ein Frauenzimmer, welches ihm so gefällt, daß er es zum Weibe haben möchte. Er erbittet sich die Einwilligung ihres Vaters, oder, wenn es eine Waise ist, ihres nächsten Verwandten, und erhält er dieselbe, so entführt er seine Erwählte mit Gewalt. Sie widersteht sich dem mit aller Kraft, und da die Neuseeländerinnen gewöhnlich ziemlich handfeste Mädchen sind, so findet zuweilen ein entsetzlicher Kampf statt. Bald sind beide bis auf die Haut entblößt, und es bedarf zuweilen mehrerer Stunden, ehe der Freier seine Beute hundert Schritte weit geschleppt hat. Macht sie sich frei, so entflieht sie ihrem Gegner, und er muß dann sein Werk von neuem beginnen. Wir dürfen wol annehmen, daß ein Fräulein, welchem die Vereinigung mit dem ihr zugeordneten Gemal willkommen ist, keinen allzu heftigen Widerstand leisten wird; allein zuweilen kommt es vor, daß es in die schützende Behausung ihres Vaters zurückläuft, und dann büßt der Liebhaber alle Aussicht ein, seine Geliebte jemals zu erringen. Gelingt es ihm dagegen, sie im Triumph in sein Dasein zu führen, so wird sie sofort sein Weib.“

In Kaukasien stürzt der Bräutigam während des Hochzeitsmals plötzlich mit einigen Freunden auf die Braut los, zieht seinen Dolch, schneidet ihr das Mieder auf, und bemächtigt sich dann ihrer mit Gewalt. Durch diese Ceremonie erst wird sie sein rechtmäßiges Weib.

Daß bei den Römern ursprünglich der Brautraub bestand, geht schon aus dem allgemein bekanten Raub der Sabinerinnen hervor. Auch bei unsern Hochzeitsfeierlichkeiten lassen sich manche Ceremonien auf jene Sitte zurückführen. So deutet das Schießen beim Hochzeitszug, wie es in Holstein und anderswo in Deutschland trotz den polizeilichen Verböten sich noch erhalten hat, unzweifelhaft auf einen Kampf hin, der ursprünglich bei der Hochzeit stattfand. Man kann freilich einwenden, daß unsere Altvordern das Pulver noch nicht kanten, also auch nicht aus Feuerwaffen geschossen haben können, allein auch bei Völkern, die auf niedrigerer Kulturstufe stehen, bemerken wir, daß sie auch bei ihren Hochzeitsceremonien anstatt ihrer ursprünglichen Waffen die ihnen von den Weißen zugeführten Schießgewehre benutzen. Besonders wird dieses von mehreren afrikanischen Stämmen gemeldet, die bei ihren Hochzeitsfeiern mit ihrem Pulvervorrat nicht gerade sehr sparsam umgehen und Schuß auf Schuß dem Hochzeitszug entgegen schicken.

In Wales in England wird noch heute bei einer Hochzeit von Freunden und Anverwandten des Brautpaares ein Scheingefecht aufgeführt. Der nächste Anverwandte der Braut hat diese mit sich aufs Pferd zu nehmen und der Bräutigam sie ihm abzufragen.

Daß wir auch mitten in Deutschland noch die Spuren jener uralten Sitte finden, mag die Schilderung einer Hochzeit bei den Wenden in der Oberlausitz zeigen, die auch wegen ihrer sonstigen Formlichkeiten von Interesse ist.

Bei dieser slavischen Völkerschaft get der Hochzeitszug unter Glockenklang und unter Begleitung eines Musikchors, bei welchem letzterem besonders das nationale Instrument der Wenden, die

dreiseitige Geige, nicht fehlen darf, zur Kirche. Die Braut trägt die „borta“, eine etwa 9–10 Zoll hohe, wie ein abgestumpfter Zylinder geformte Kopfbedeckung aus schwarzem Sammet, das Zeichen der Ehrbarkeit. Um die Harzöpfe wird ein mit goldenen Sternen verziertes Band (slebornik) getragen. Um den Hals hat sie mehrere Schnüre von Perlen und gehacktesten goldenen und silbernen Schaumünzen geschlungen, die sich gewöhnlich in der Familie forterben und von Großmutter und Urahn schon bei der Trauung getragen sind. Eine wichtige Person im Zuge ist der Hochzeitsbitter (braska), der in seiner altwendischen Tracht unmittelbar hinter dem Brautpaar einherzieht. Er ist der Freiwerber und der Festordner und hat überhaupt die ganze Festlichkeit zu leiten und anzurichten. Ehe der Zug beginnt, holt er den Bräutigam mit dessen Angehörigen aus ihrer Wohnung ab. Hierbei hält er eine Rede, in welcher er Namens des Bräutigams um Verzeihung für etwaige Kränkungen und um Segen für die zu gründende Ehe bittet. Hierauf wird dem Bräutigam von allen Anwesenden die Hand gereicht, worauf der Zug zum Hause der Braut get, um hier dieselbe Formel zu wiederholen. Dieser Akt wird die Aussegnung (warohnowanje) genannt. Nach der Trauung get es ins Brauthaus zurück. Unterwegs werden dem Brautpaar von den jungen Leuten — Burschen und Mädchen — des Dorfes Hindernisse aller Art bereitet. Bänder und Guirlanden werden über den Weg gezogen und erst durch ein Geldgeschenk seitens des Bräutigams wird die Strafe freigemacht und der Zug ungehindert durchgelassen, und Tanz und Mal schließen die Feier.

Die Bereitung von Hindernissen seitens der Dorfbewohner deutet unzweifelhaft auf den ursprünglichen Brautraub, und wir haben hier ein Beispiel aus nächster Nähe, wie lange sich derartige Sitten erhalten.

Eigentümlich ist es, wie ähnlich sich der Entwicklungsgang in manchen Fällen zeigt. Ganz derselbe Brauch, durch Geld die Angehörigen zu veranlassen, die dem Bräutigam bereiteten Hindernisse zu beseitigen, finden wir in ganz ähnlicher Form in Futa, einem Königreich im westlichen Afrika. Will sich nämlich dort der Bräutigam in Besitz seiner Braut setzen, so wird dieselbe von ihren männlichen und weiblichen Anverwandten umringt und der Bräutigam nicht eher zu ihr gelassen, als bis er die Verwandten durch Geldgeschenke bewogen hat, auseinander zu gehen, worauf er sich in den Besitz seiner Liebsten setzt.

Nur natürlich ist es, daß sich aus dem Frauenraube der Brautkauf entwickelte. Das Familienoberhaupt hatte das Verfügungsrecht über alles Eigentum, also auch über die Frauen, die ebenso, wie ein Pferd, ein Kameel oder sonst irgend ein Gegenstand, als Sache, als Eigentum galten. Wie eine Ware wurden auch die Frauen nach Belieben des Familienoberhauptes verkauft.

In Siam wird die Braut öffentlich ausgetrieben, wer den geforderten Preis bezahlt, erhält sie zur Frau. Auch in China wird der Brautkauf noch geübt.

Ueberhaupt finden wir den Brautkauf in allen Erdteilen. In den Prairien und Urwäldern Amerikas wie im australischen „Busch“, in den Steppen Asiens, wie in den Wüsten Afrikas wird die Frau als Ware vom Manne eingehandelt, welcher durch den Kauf ein unbefristetenes Eigentumsrecht über sie erwirbt. Selbst im Norden Europas, bei den Lappen, ist diese Art der Heirat noch vorhanden.

Die Auffassung, das Weib als Ware zu betrachten, tritt besonders stark hervor in einer Sitte der Karaien. Hier kam es nämlich vor, daß ein Mann, wenn eine Frau schwanger war, das zu erwartende Kind, falls es ein Mädchen sein sollte, im Voraus für sich zur Frau kaufte. Nach der Geburt zalt er dann den Brautpreis, und zum Zeichen, daß das Kind jetzt sein Eigentum sei, malte er demselben ein großes Kreuz auf den Leib, und dieses Mädchen durfte nun niemand anders heiraten.

Noch in historischer Zeit begegnen wir bei den meisten europäischen Völkern dieser Sitte. Sowol von den Nänen, wie von den Angelsachsen wird dieselbe gemeldet, und daß auch unsere Vorfahren sich dieses Brauches zur Erwerbung eines Weibes bedienten, get daraus hervor, daß, wie Grimm mitteilt, sich der Ausdruck: „sich eine Frau kaufen“, noch bis ins 15. Jahrhundert in Deutschland erhalten hatte. Ja, von den Dittmarschern wird berichtet, daß im selben Jahrhundert bei ihnen der Brautkauf noch allgemein war.

Auf dem Hunsrück finden wir noch heute die auf den Brautkauf hinweisende Sitte, daß bei einer Hochzeit der Bräutigam der Braut eine Summe Geldes, das sogenannte „Handgeld“ zu zahlen hat.

Anstatt des Kaufes finden wir auch häufig ein Erbsinnen der Braut. Aus der Bibel haben wir ja alle das Beispiel Jacobs kennen gelernt, der um seine Rachel und Lea seinem Schwiegervater Laban 14 Jare lang zu dienen hatte. Nun ist freilich die Arbeitskraft nicht mehr so billig, daß ein Weib 7 Jare Arbeit kostet, aber einem 2—3 jährigem Dienste um die Braut begegnen wir noch heutzutage. So wird uns von den Ranshadalen berichtet, daß, wenn ein junger Mann eine Braut erringen will, er sich den Eltern derselben zur Arbeit anbieten muß. Er wird, im Falle er angenommen wird, vollständiger Sklave der Familie, und hat alle häuslichen Arbeiten zu verrichten. Die Braut wird von ihren Angehörigen mit Kleidungsstücken umhüllt und aufs eifrigste überwacht, und der Bräutigam kann nicht eher seine Dulcinea heimführen, als bis er sie vollständig entkleidet gesehen hat, was ihm, da die Verwandten stets Obacht geben, mitunter erst nach 2—3 jähriger Prüfungszeit gelingt. — Bei den Bantai in Afrika muß der Freier in das Dorf des Mädchens kommen und der Schwiegermutter allerlei Dienste und Arbeiten leisten. Besonders muß er dafür sorgen, daß dieselbe stets ausreichend mit Brennholz versehen ist, und erst nach bestimmter Dienstzeit gehört die Frau ihm.

Der Preis, der für die Braut gezahlt wird, ist je nach Umständen verschieden. Teils wird Geld, teils auch andere Wertmesser, besonders Vieh bezalt und häufig richtet sich die Höhe der Summe nach der größeren oder geringeren Schönheit der Braut. Bei einzelnen Stämmen richtet sich der Brautpreis sogar nach der Schwere, oder doch nach der Korpulenz der Schönen. So kostet bei den Wogulen ein mageres Mädchen 5 Rubel; je korpulenter und stärker sie werden, desto höher steigt der Preis, sodaß für die korpulentesten 25 Rubel gezalt werden. Auch auf den kanarischen Inseln sah man auf den Umfang der Frau und je nach dem wurde die Frau bezalt. Um nun einen hohen Preis zu erhalten, sperrten die Eltern die Verlobte fünfzig Tage lang ein, und gaben ihr während der Zeit recht viele und fetterzeugende Speisen. Fettleibigkeit galt überhaupt häufig als körperliche Schönheit, und besonders häufig wird von den Frauen verlangt, daß ihr Körper außerordentlich gerundete Formen zeigt. In dem afrikanischen Königreiche Karagwah gilt die Korpulenz der Frauen, besonders der der Könige, als zum Begriffe der Schönheit gehörig; schon von frühester Jugend auf werden die betreffenden Mädchen einer systematischen Mästung mit geronnener Milch oder Mehlbrei unterworfen und von diesen Speisen ihnen täglich ein bestimmtes Quantum, oft unter Prügelein, eingezwängt. Von den Mauren wird erzählt, daß bei ihnen die Frau das Gewicht eines Kameels erreichen muß, um für schön zu gelten. —

Bei den Arabern am Sinai wird die Braut mit 5—10 Dollar bezalt; je nach Schönheit oder Rang wird indes auch bis zu 30 Dollar gegeben. Dieser Preis wird aber auch für Jungfrauen erlegt, während man für Witwen nur die Hälfte zalt. Bei den Kru, einem Negerstamm im westlichen Afrika, kostet die Braut 3 Kühe und 1 Schaf, während bei den Sothonegern je nach der Borntheit der Frau bis zu 10 Ochsen gezalt werden. Aus Serbien wird berichtet, daß dort zu Anfang dieses Jahrhunderts der Preis eines Mädchens so hoch gestiegen war, daß ein armer Mensch sich nicht mehr verheiraten konnte und die Regierung gezwungen war, gesetzlich den Brautpreis herabzusetzen.

Auch bei den reichen Tataren und Mongolen ist der Brautpreis ein sehr hoher. Bei ersteren wird bis zu 100 Rubel gezalt und bei letzteren wird schon bei den gewöhnlichen Leuten bis zu 400 Stück Vieh gegeben. Bei den Ostjaken in Sibirien wird gleichfalls ein reiches Mädchen nicht leicht unter 100 Rentieren und einer Menge Pelzwerk weggegeben.

Im Gegensatz zu diesen verhältnismäßig hohen Preisen sehen wir auch wieder, daß bei einigen Völkern die Frau nicht so hoch, oder gar sehr niedrig abgeschätzt wird. An der Sierraleonküste zalt der Bräutigam dem Vater der Braut ein Stück Zeug, etwas Tabak und eine Flasche Rum, sodaß es hier nicht allzu schwer fällt, sich das Glück des Ehestandes zu beschaffen. Ebenfalls waren auf den Hebriden die Frauen nicht besonders hoch geschätzt, und der Preis von 3 Schweinen, der für die Braut entrichtet wurde, deutet nicht gerade auf eine besondere Anerkennung holder Weiblichkeit. —

Oft wird der zu zalende Brautpreis auch in Raten abgetragen und hieraus, sowie aus dem Erbsinnen der Braut, mag wol die Sitte stammen, daß die Frau nach der Hochzeit zu ihren Eltern zurückkehrt, wie auch, daß der Mann selbst nach der Verheiratung noch keine ehelichen Rechte an die Frau hat. So

nimmt z. B. bei den Tataren der Bräutigam die Braut nur in dem Falle mit sich in seine Wohnung, wenn er im Stande ist, den vollen Preis auf einmal zu zahlen, und bleibt andernfalls die Braut bis zur vollen Auszahlung im Elternhause zurück. In dessen ist der Bräutigam berechtigt, sie insgeheim zu besuchen. —

Während der Brautkauf, wie wir gesehen, sehr weit verbreitet ist, und sich bei allen Völkern Spuren desselben finden, so trifft man den Kauf des Bräutigams nur in vereinzelten Fällen. Bei diesen Ehen, nach der auf Sumatra herrschenden Bezeichnung Ambel-anak genant, tritt der Mann in die Familie der Frau über. Der Vater der Jungfrau wält auf ganzer Insel für diese einen Mann aus, der dann in das Haus des Schwiegervaters geführt wird. Von dieser Zeit an ist die Familie der Frau für dessen Tun und Treiben verantwortlich, sie muß für seine Schulden, die er einget, haften; begeht er ein Verbrechen, hat die Familie die Strafe zu zahlen — kurz, er gehört vollständig zu dieser. Er hat an allem Teil, was der Haushalt liefert, besitzt aber selbst kein Eigentum. Was er erarbeitet, fällt der Familie zu. Diese hat aber das Recht, ihn nach Belieben fortzuschicken, und in solchem Falle muß er nackt und bloß, wie er gekommen, und ohne seine Kinder, das Haus verlassen.

Auf diese Art Eheschließung deutet vielleicht das Recht der englischen Mädchen hin, sich in einem Schatzjare selbst einen Freier wälen zu können und demselben ihrerseits einen Heiratsantrag machen zu dürfen. Noch im 17. Jahrhundert bestand diese Sitte.

Auch in Guiana können die Mädchen so gut den Heiratsantrag machen, wie die Männer. Liebt ein Mädchen einen jungen Mann, so bietet sie ihm Holz an, — um des Nachts neben seiner Hängematte Feuer anzumachen — und einen Trunk. Nimt er es an, so ist die Ehe geschlossen, und das Mädchen holt ihre Hängematte, und hängt sie neben die seinige.

Die am weitesten verbreitete Form der Ehe ist nicht, wie manche unserer Leser vielleicht denken mögen, die Einzelehe, sondern die Polygamie, die Vielweiberei. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß gerade die meisten Menschen in Polygamie leben, sondern nur, daß die Männer berechtigt sind, sich mehrere Frauen zu halten. Größtenteils sind es nur die Reichen, besonders die Häuptlinge und Fürsten, die sich des Rechtes bedienen. — Den Armeren ist es meistens unmöglich, sich mehr als eine Frau zu halten, da ihnen sowol das Geld zum Kauf, wie auch zur Erhaltung derselben fehlt.

Die Polygamie, die entweder bei allen Völkern herrscht, oder doch geherrscht hat, ist nach Lubbock dadurch entstanden, daß in den Tropengegenden die Mädchen ungemein früh heiratsfähig werden; ihre Schönheit entwickelt sich bald und verwelkt eben so schnell, während die Männer dagegen ungleich länger in dem Besitz ihrer vollen Kraft bleiben. Verut daher die Liebe einzig und allein auf äußerern Reizen, so kann uns nicht überraschen, daß jeder Mann, dessen Verhältnisse es erlauben, sich mit mehreren Frauen versieht. Als weiteren Grund sieht der genannte Forscher an, daß die meisten Völkstämme auf niedriger Kulturstufe nicht genügend milchgebende Haustiere in Besitz haben und daß daher die Kinder, da ihnen der Ersatz der Muttermilch fehlt, nicht vor Ablauf des dritten oder vierten Jares der Mutterbrust entwönt werden. Während dieser Zeit erlaubt nun häufig die Sitte nicht, daß der Mann mit der Frau zusammen lebt; er stiet sich also vereinsamt, und wird dadurch darauf hingewiesen, sich mehrere Frauen zu verschaffen.

Wir glauben, daß auch die häufigen Kriege, in welchen sich die auf niedriger Stufe lebenden Stämme beinahe immer befinden, viel zur Einführung der Polygamie beigetragen haben. Die Folge jener Kriege war eine bedeutende Verminderung der Zal der Männer, sodaß die Anzahl der Frauen überwog, und in diesem Ueberfluß der Frauen läßt sich ganz gut ein Grund mit für die Vielweiberei finden.

Als Probe, wie ungemein zahlreich einzelne Fürsten ihren Harem ausstatten, mag nur erwähnt sein, daß der König von Aschanti jaraus, — jarein 3333 Weiber besitzt.

Häufig treffen wir an, daß nur eine Frau, — meistens die zuerst geheiratete — als wirkliche, legitime Gattin, als Oberfrau, betrachtet wird, während die Uebrigen derselben als Sklavinnen verpflichtet und untergeordnet sind. So ist z. B. in China die Oberfrau Gebieterin über die sogenannten „kleinen Frauen“ und die Kinder der letzteren betrachten nur jene als ihre Mutter.

Oftmals finden wir auch, daß, wenn jemand eine Frau heiratet, er dadurch zugleich das Recht erhält, die Schwestern derselben als Frau zu betrachten. Auch umgekehrt kommt es vor, daß,

wenn sich jemand eine Frau nimmt, diese zugleich die Frau seiner Brüder wird. Letzteren Fall treffen wir bei den Toba im Nili-gerri-Gebirge. — Ersteres wird von den Sioux gemeldet, wo der Mann, der die Tochter eines Häuptlings heiratet, dadurch berechtigt ist, die jüngeren Schwestern seiner Frau heimzuführen, wenn es ihm beliebt.

Die Spuren der Polygamie finden sich in Deutschland am längsten in den Fürstenhäusern, woselbst uralte Anschauungen sich ja überhaupt lange zu halten pflegten. — Freilich wurde die erste Frau als „rechtmäßige Gemalin“ betrachtet; trotz dieser ersten Frau wurden aber häufig noch andere Frauen dem schon verheirateten Manne „zur linken Hand“ angetraut. So sehen wir, um nur ein Beispiel anzuführen, noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts, wie Landgraf Philipp I. von Hessen eine zweite Frau heiratet, und wie der teufelsfürchtige Luther und der gottesfürchtige Melancthon ganz getrost ihre Zustimmung dazu gaben und wie der erstere einen evangelischen Prediger bestimmte, diese Bigamie durch den kirchlichen Segen zu sanctionieren. —

Bei weitem nicht so häufig, wie die Polygamie ist die Polyandrie, die Vielmännerei. Zwar ist von vielen Völkern

diese Eheform gemeldet worden, allein bei genauerer Bekanntschaft mit den Einrichtungen jener Stämme stellte es sich heraus, daß man es mit der Gemeinschaftsehe, mit dem gemeinsamen Besitz der Weiber zu tun hatte.

Die wirkliche Polyandrie treffen wir hauptsächlich bei asiatischen Völkern an. So wird dieselbe gemeldet von Ceylon, aus Tibet, wie auch von mehreren Gebirgsvölkern des Himalaya. Jedenfalls bekundet dieselbe eine sehr niedrige Stufe der Entwicklung.

Die Entwicklung des Geschlechtslebens der Völker zeigt den Fortschritt des menschlichen Geistes. Mit der steigenden Kultur steigert sich auch das Ansehen des Weibes und je höher die Frau in einer Gesellschaft geachtet ist, auf desto höhere Entwicklungsstufe hat sich diese erhoben, desto kultivierter ist sie. Ursprünglich nur als Sache, als Eigentum, als Ware des Mannes betrachtet, ist der Frau in der heutigen Gesellschaft dieser häßliche Charakter abgestreift, und sie hat eine höhere, eine würdigere Stellung eingenommen. Trotzdem bleibt in dieser Beziehung noch zu wünschen übrig, und das Frauenleben der Gegenwart zeigt noch manche Mängel, deren Entfernung Not tut.

## Der Glaube der Hexen.

Von Dr. Valentin W.-p.

(Das Hexenwesen altheidnischer Religionskult. — Die Kelten Väter, die Phönizier Urahnen des Hexentums. — Der phönizische Baal- und Astartedienst, Sonne- und Mondkultus, Vorgänger der christentumsfeindlichen Teufelsanbetung der Hexen. — Bod und Kater als Gegenstände religiöser Verehrung. — Der Hexen Hauptfest: die Walpurgisnacht des ersten Mai, andres Fest: Johannisnacht. — Der Teufel als junger Jäger und als Graumanchen Repräsentant der uralten und doch ewigjungen Naturkraft.)

Wir möchten hier — auf Grund bewährter Forschungen — den Glauben der Hexen darstellen, also den Glauben, welchen die Hexen selbst hatten, nicht den Glauben, welchen das Volk von den Hexen hatte. Wir werden sehen, daß es sich um einen offenkundigen Religionskult handelt, dessen Mittelpunkt der römisch-christliche Teufel bildet, welcher immer erscheint, wo die Rolle eines vorchristlichen, daher heidnischen Gottes zu übernehmen war. Dieser Kult ist kein isolirender, sondern ein sozialer, und zwar mit bestimmten, wiewol im Dunkel der Nacht sich bergenden, geheimen Einrichtungen. Das Hexenwesen ist in allen seinen Genüssen und Leistungen gesellig und abgemessen; daher mußte es auch aus einer vollständig organisierten, wiewol ihren Kult im Geheimen begehenden, religiösen Gesellschaft hervorgegangen sein. Endlich ist der Kult, welchen das Hexenwesen, ob auch in wunderlichen Misbildungen wiedergibt, durchaus kein geistiger, idealer, sondern ein durch und durch rohsinnlicher. Festgelage mit rauschenden Tänzen, wildläuterte Anbetung des männlichen Princips im Mittelpunkt des Kreises bis zur größten geschlechtlichen Ausgelassenheit — denn die Celebrirenden sind durchaus oder doch der Mehrzahl nach Weiber; Personen des andern Geschlechts erscheinen (mit Ausnahme des Teufels selbst) nur als Nebenfiguren, z. B. als Spielzeuge — füllen den Hexensabbat.

Der Religionskult, welcher dem Hexenwesen vorchristlich zu Grunde lag, mußte ebenfalls ein gesellig-weiblicher, geheimnisvoller gewesen sein, dessen Mittelpunkt ein Symbol der zeugenden männlichen Naturkraft ausmachte, das, nächtlicher Weise beim Schimmer des Mondes auf einsamen Berggipfeln mit Festgelagen und orgiastischen Tänzen verehrt wurde, wozu sich Eingeweihte von allen Seiten her einfanden, nachdem sie sich zuvor durch Salben und wol auch durch bestimmte Getränke in den Zustand der Betäubung oder Raserei versetzt hatten.

Das Volk aber, dem das Hexenwesen bei den Romanen so wol als den Germanen seinen Ursprung verdankt, ist das Volk der Kelten, welche, soweit ihre Geschichte und Sage reicht, nicht nur das männliche Institut der Druiden (Priester), sondern auch das weibliche Priestertum der Druidinnen (oder Feen) besaßen, mit einem Kult, der kein anderer als der blutige, phönizische Dienst des Baal und der Astarte oder der Sonne und des Mondes war. Denn mit den Phönikern hatten die Kelten in Verkehr gestanden, und die Folge davon war eben die Annahme des Baal- und Astartedienstes. Der Sonnengott Baal repräsen-

tirte aber die zeugende Naturkraft, während die Mondgöttin Astarte die empfangende und gebärende Naturkraft darstellte; beide sind also nur Ergänzungen eines und desselben Princips; und ihr Dienst ist ein unzertrennlicher. Als Symbole des Baal erscheinen in Wäldern die Spitzsäulen oder Nachirs, d. h. Phallus- oder Dingangebinde, zu welchen die wilden Weiber, um daselbst ihre nächtlichen Orgien zu begeben, dahin laufen, und welche sich noch spät in großer Anzahl in Frankreich vorfinden, des Aergernisses halber aber dann vernichtet wurden.

Als eine Fortsetzung und Modifikation der keltischen Druiden, die sich im Geheimen noch weit in die christliche Zeit hinein erhielten, erscheinen nun unsere Hexen, die somit als eine ganz ähnliche Gesellschaft mit einem bestimmten religiösen Gepräge aufzufassen sind. Zeigen wir dies nun in kürzeren Zügen.

Die Hexen bildeten, wie die Druidinnen oder Feen, eine entschieden heidnische Genossenschaft. Von der negativen Seite spricht sich, wie das Feenwesen, so auch das Hexenwesen durch glühenden Haß gegen das Christentum aus. Bei der Hexe fürte dieser Haß zum wirklichen Abschwören Gottes, Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen, sowie zur Verunehrung aller Gegenstände der christlichen Andacht. Geweihte Hostien wurden zwar von ihnen in Empfang genommen, aber nur um wieder ausgespien und mit Füßen getreten oder in Düngruben geworfen zu werden. Bezeichnend für die Hexen, wie für die Feen, ist daher auch ihr Widerwille gegen die Glocken, welche sie mit den Schimpfnamen bellender Hunde belegen.

Von der positiven Seite abgesehen, bestand die Hexerei vorzüglich in der Verachtung des Teufels. Dieser Teufel der Hexen war aber nichts anderes als der phönizisch-keltische Baal. Es get dies besonders aus dem Pferd- und Bodfuß hervor, die dem Teufel angedichtet wurden. Denn das Pferd ist heiliges Tier und Symbol der Sonne, welcher es vielfältig geopfert wurde. Auch wurde an Hexensabbaten aus Pferdehufen getrunken und auf Pferdeköpfen mußigirt. Der Bod aber stiet in nicht weniger naher Beziehung zum Sonnengott, dessen Lauf er im Tierkreis eröffnet, wo er dasselbe Zeichen mit dem Widder einnimmt. Symbolisch bedeutet aber der Bod Geschlechtsausschweifungen, wie diese bekanntlich einen wesentlichen Teil des Baal-Astarte-Dienstes ausmachten. Auf diesen Kult weist auch der Kater oder die Katze überhaupt hin, die bei der Hexenversammlung eine nicht unwichtige Rolle spielte. Diese Nachtwandlerin ist nämlich der Nachtkönigin geheiligt und stiet deshalb mit der Mondgöttin (Astarte) in nahem Verbands. Durch Lüsterheit und Fruchtbarkeit schließt sie sich ganz innig an die Astarte an. Bei ihren Versammlungen küßten die Hexen dem Kater (wie auch dem Bode) das Gesicht.

Die Hexen furen ferner auf lauter Stätten uralten Religionskultes, oder (was damit zusammenhing) uralter Volks- und Gerichtsversammlungen hin. Am liebsten auf Berge, wo Feen, Gassen und Zwerge hausten, und Sonn- und Mondopfer gebracht

wurden. Die Rolle, welche die Berge bei den festlichen Versammlungen der Hegen spielten, ist leicht zu begreifen. Ist doch von den Bergen aus der Ausblick auf Sonne und Mond der allergünstigste; ist man doch auf den Bergen diesen Himmelskörpern am nächsten. Mitunter stehen die Namen der von den Hegen besuchten Berge mit den früheren Bewohnerinnen und deren Kult in ausdrücklicher Verbindung, wie dies z. B. bei dem schwedischen Bladulla, einem Meeresfelsen zwischen Smaland und Deland, der Fall ist, der zugleich eine Wind- und wettermachende Meerfrau bezeichnet. Nachdem Grimm eine Reihe solcher Berge aufgezählt hat, bemerkt er: „Merkwürdig, wie durch ganz Europa hin die Wallfahrten der Heiden zu Opfern und Festen von dem Christentume in einförmige, überall ähnliche Zauberei umgewandelt werden. Hat sich die Vorstellung dieses Zaubers unter jedem Volke von selbst gebildet, oder ist irgendwo der Ton angegeben worden, und von da aus weiter gedrungen?“ Wir glauben nun diesen Ton hinlänglich zu kennen; es ist kein anderer, als der nationalfeistliche Ton, der kräftig genug war, sich über Länder, welche die Kelten ursprünglich eingenommen hatten, zu verbreiten, und auch bei deren Nachfolgern ähnliche Anklänge zu wecken oder zu verstärken.

Zu solchen Hegenbergen gehören auch meistens die Salzberge, die Malberge und die Galgenberge. Die neapolitanischen Hegen versammelten sich unter einem Nußbaum bei Benevento. „Gerade an diesem Orte“, sagt Grimm, „stand der heilige Baum, der die Longobarden, und hier hängt (wie allenthalben) die Hegererei wieder deutlich am heidnischen Kultus.“

Das Hauptfest der Hegen war auf die erste Mainacht die Walpurgisnacht angelegt, also gleichfalls auf eine Zeit uralter religiöser Versammlungen. Man hat, und mit Recht, dasselbe mit dem Feste der Vora Lea (guten Göttin) in Verbindung gebracht, welches (wol aus altitalischem Kult herkommend) am ersten Mai

unter Leitung der Vestalinnen, die das den Sonnenkult darstellende heilige Feuer hüteten, in orgiastischen Mytherien gefeiert wurde. Nicht minder ist daran zu erinnern, daß auf diesen Tag bei den ächten Nachkommen der Kelten, z. B. den Irländern, und den Hochschotten, das höchste Feuerfest fällt, dessen Begehung unverkennbare Spuren einstiger menschlicher Brandopfer trägt. Es ist dies das ursprüngliche Baalsfeuer, in Schottland Beltan, oder Beltein, in Irland Beltine genant. Bel ist hier natürlich soviel als Baal. Noch heut zu Tage herrscht in beiden Ländern die Sitte, am ersten Mai das Hausvieh durch zwei nebeneinander angezündete Feuer zu treiben. Während früher Vieh dem Sonnen- oder Feuergotte geopfert wurde, trieb man später und treibt man heute noch in den genannten Ländern das Vieh bloß zwischen den Feuern hindurch.

Ein weiterer Festtag der Hegen war der Johannistag. Aber wer erinnert sich nicht der Johannisfeier, die ja ursprünglich nichts anderes als Sonne- oder Baalsfeuer waren, über welche später die Leute nur noch sprangen, während ursprünglich, als noch die Menschenopfer üblich waren, manche dem Baal zu Ehren in die Flammen geworfen wurden.

Mit all dem bisher Ausgeführten stimmt noch ganz die Vorstellung überein, welche man sich bezüglich des äußeren Aussehens vom Teufel machte. Der Teufel wurde gewöhnlich als jugendlicher eleganter Jäger mit grüner Tracht vorgestellt; nur bei genauerer Betrachtung bot er ganz alte Züge dar, in welcher letzterer Beziehung er Granhans, Graumänchen genant wurde. Aber was bedeutet dies anderes, als die uralte und doch wieder ewig junge und frische Natur? Aber daß ja der Teufel die Naturmacht repräsentirte, und das Hergentum der Kultes eben dieser Naturmacht war, und mithin gegenüber dem überweltlichen christlichen Gotte ein durch und durch heidnisches Gepräge hatte, das war es ja eben, das diese Zeiten in aller Kürze dartun sollten.

## Harmlose Plandereien und Geschichten.

(I. Der Krieg ein Unglück. — Der Krieg unentbehrlich und Tugendquelle. Beides nach Molke. — Mein Beitrag zum Beweise des letzteren.)

Der Krieg sei ein nationales Unglück, hat vor garnicht langer Zeit einer gesagt, der das wissen muß — der Generalfeldmarschall Molke. Aber es ist kein Unglück so groß, es ist immer ein Glück dabei — auch beim Kriege. Das Glück beim Kriege ist sogar sehr groß, denn er ist — auch nach Molke — die unerhöchliche, für die Menschheit total unentbehrliche Quelle der schönsten Tugenden. Ja — Tugenden! Merkwürdigerweise bin ich vielen Leuten begegnet, die das nicht glauben wollen; die die große — na, wie denn gleich? Entdeckung kann man doch nicht grade sagen, — Erfindung — nein, Erfindung paßt erst recht nicht, — die die große Behauptung des großen Schlachtenscheiters einen großen Irrtum und groben Widerspruch gegen die erstangeführte Sentenz derselben Autorität vom Kriege als nationalem Unglück nannten. Ich bin nun garnicht der Mann, in solchen Meinungsstreitpaß den weisen Salomo zu spielen, aber — offen gestanden! — des deutschen Schlachtenlenkers großes Wort scheint mir doch sehr viel für sich zu haben. Wäre ich ein Berliner — ich würde vielleicht den nötigen Mut besitzen, zu sagen: Er hat ja so recht! Aber ich bin gar kein Berliner, vielmehr ein harmloses, keineswegs übermäßig weises Menschenkind, das nicht gewönt ist, weiter zu sehen, als die eigne Nase — nein, das wäre übertrieben bescheiden, bescheiden bis zur Heuchelei! — als die eignen Augen reichen, und die haben mich einsehen gelehrt, daß diejenigen Leute immerdar auf den meisten Zank und Streit stoßen, welche stets mit der Welt, deren Verhältnissen und Geschehnissen auf dem Fuße von Ja oder Nein! So ist's oder so ist's nicht! stehen. Und daß diese Ja- oder Nein-Leute sich am meisten zu ärgern haben auf der Welt und daß sie am meisten, in fast allen Stücken, erlaube ich mir schüchtern, ganz schüchtern zu behaupten, am Ende unrecht behalten. Ich habe also meinerseits das Ja sowol als das Nein — trotz Christi mir leider gänzlich unverständlicher Weisung: Eure Rede sei ja, ja, nein, nein, und was darüber ist, ist vom Uebel, aus dem Segen meiner Umgangssprache einfach gestrichen, und sage dafür, wenn ich Ursache zu haben glaube, mit etwas einverstanden zu sein: Wol möglich! Warum sollte es nicht! Leicht denkbar! Und wenn etwas über oder — die Leser verzeihen — unter mein Verständnis get — denn warum sollte es nicht auch Dinge geben in der ganzen, weiten Welt, die zu dumm sind, um von mir verstanden zu werden, — dann äußere ich mich ungefähr ebenso, mit ganz unbedeutender Abänderung der Ausdrücke: 'Es ist die Möglichkeit! Sollte es? Ist's denkbar? — oder so etwas ähnliches.

Also wenn z. B. der Herr Generalfeldmarschall Graf Molke mir persönlich die Ehre erwiesen hätte, zu mir zu sagen: „Herr — begreifen Sie, der Krieg ist ein nationales Unglück.“ So würde ich — mit den Fingern an den Hosennähten natürlich — lächeln: „Sehr wol möglich! Gewiß, warum sollte er nicht, Excellenz!“ Und wenn er dann fort-

füre: „Herr, verstehen Sie mich aber, der Krieg ist für die Menschheit die Quelle der edelsten Tugenden — der Krieg ist also nicht minder ein Glück!“ So würde ich mit bescheidener Zurückhaltung verhiern: „Es ist die Möglichkeit, Excellenz! Ja, warum sollte er denn dieses nicht?“

Ich schmeichle mir mit der angenehmen Hoffnung, daß Se. Excellenz ob dieser biederben Freiämütigkeit in mir das Zeug zu einem Musterdeutschen entdecken und mich zu irgendeiner hohen Auszeichnung, etwa durch Verleihung des allgemeinen Ehrenzeichens oder — Himmel, wohin versteinen sich meine kühnsten Träume! — des Kronenordens vierter Klasse in Vorschlag bringen würde.

Um mich so hoher Ehre noch würdiger zu erweisen, will ich hier ein par ganz kleine Geschichten erzählen, die einerseits mit dem Kriege in innigstem Zusammenhang stehen, andererseits vielleicht geeignet sind, als Belegstücke zu den Akten über die Qualifikation des Krieges als Tugendquelle gelegt zu werden.

Der Krieg hat bei mir sich als Tugendborn bewährt — das muß ich gestehen. Grade zu der Tugend, welche meine verehrten Leser schon aus diesen Zeilen hervorblinzeln sahen, zu meiner Kardinaltugend, welche selbige sich in mir hoffentlich dereinst noch zu herrlichster Blüte entfalten wird, hat der Krieg, der große, große Franzosenkrieg von 1870 und 71 den unvertilgbaren Keim gelegt. Diese Tugend ist: die Bescheidenheit.

Ich kante sie kaum vom Hörensagen — diese Pflanze des Untertanen, wie er sein soll. Ich war ein gar selbstzufriedener, fast hochmütiger, auf seine Kraft und Fähigkeiten nur zu sehr vertrauender Bursch von wenig mehr als 20 Jahren, als ich mit hunderttausenden und aberhunderttausenden hinaus zog ins Feld der Ehre wider den Erbfeind.

Ich hatte es zwar garnicht nötig, denn, wenn ich auch schon vier Jahre vorher mein Jar abgedient hatte, also Soldat war, so hatten meine militärischen Vorgesetzten schon damals an mir eine ganz reglementwidrige Kurzsichtigkeit entdeckt, eine Kurzsichtigkeit, die so sehr aller militärischen Disziplinierung unzugänglich war, daß sie sich selbst nicht unschädlich machen ließ durch meines biederben Hauptmanns Befehl, ich solle mir ein halbes Duzend verschiedengrädiger Brillen anschaffen und bei wechselnden Sehdistenzen mit den Brillen nach Bedürfnis wechseln. Reiner Kurzsichtigkeit war selbst durch diese energische Maßregel nicht beizukommen, sagte ich, und zwar aus zwei sehr triftigen Gründen: einmal gibt es überhaupt kein gefestigtes Glas, das meine hochgradige Kurzsichtigkeit zu corrigieren vermöchte, und dann hat der deutsche Soldat unter verschiedenen wichtigen und interessanten Umständen nicht recht Zeit zum Brillenwechseln bei wechselnden Sehdistenzen. Par exemple: bei der Attake. Man denke sich meine Benigkeit inmitten einer im rasenden Lauffchritte vorwärtsstürmenden Soldatenkolonne, mit dem gefüllten Gewehr an der Seite, aus Leibeskräften Hurrah schreiend und alle hundert bis hundertfünfzig Schritt eine andre Brille aus der Patronentasche ziehend, sie rasch abpuzend, die eine Brille von der Nase

abnehmend, die andre aus der Patronatsche darauffehend, jene einstehend u. s. w., und man muß mir gestehen, daß ich ein Taufenkünstler hätte sein müssen, gegen den der körpergewandteste indische oder japanische Gaukler sich wie ein Waisenknaube ausnehmen würde, wenn ich das fertiggebracht hätte.

Meine Kurzsichtigkeit machte mich also militärdienstuntauglich, und das hatte mir zu allem Ueberfluß noch ein berühmter Augenprofessor in meiner Vaterstadt schwarz auf weiß gegeben. Ich aber machte von seinem Zeugnisse keinen Gebrauch, ich dachte, was ein sturmfester Kerl werden will, muß auch das Schlimmste einmal mitgemacht haben und ging in den Krieg, — mit derselben Zuversicht, daß es diesmal mit mir noch kein Ende mit Schreden nehmen würde, als sie etwa den Artillerieoffizier Bonaparte vor Toulon besetzte. Die Kugel, die mich töten soll, war noch nicht gegossen, — darüber gab's bei mir nicht den leisesten Zweifel.

Ich zog oder ging in den Krieg, d. h. natürlich, ich wurde gezogen und gegangen, richtiger noch: gefahren. Es mochte wol so am letzten Juli im Jare des Heils 1870 sein, ich weiß nicht mehr so genau den Tag, als unser Regiment des abends um 8 Uhr auf einem großen Platze in der guten Stadt Görlitz unter Waffen trat. Vier oder fünf Stunden standen wir da um die Gewehrpyramiden herum und langweilten uns wie die Mäuse, dann donnerte es von Bataillon zu Bataillon und von Kompagnie zu Kompagnie: An die Gewehre! und fort ging's in die stöckpfeifstire Hundstagsnacht, hinaus auf die Eisenbahn und mit dieser quer hindurch bis zum Rhein, übern Rhein, auf bis zum brechen gefülltem Viehwagen in Frankreich hinein. Bis zum brechen! An unserem pfeifschnell dahin sausen Salon standen die bedeutamen Worte zu lesen: 6 Pferde oder 30 Menschen. Wo 30 Menschen mit einiger Not und Mühe untergebracht werden können, haben 35 Soldaten nicht so ganz unbehaglichen Platz. Der größere Teil derselben konnte auf schmalen Bretterbänken so etwas wie sitzen, etliche hatten allerdings keinen Platz dazu, dafür konnten sie aber alle mindestens auf einem Beine stehen, und das war gewiß keine große Strapaze, denn die amüsante Fahrt dauerte nur drei Nächte und zwei Tage lang. Ich gebe ausdrücklich zu, daß die Sache im Grunde nicht gefährlich war, aber ich muß doch das Geständnis hinzufügen, daß ich meinen Humor mitunter auf eine harte Probe gestellt fühlte. Erstens war der Aufenthalt im sausen Viehwagen noch etwas langweiliger als auf dem großen Platze in Görlitz, zweitens waren es nicht immer ambrosische Lüfte, die mich umwehten, drittens konnte ich mich, gleich den anderen, kaum um meine eigene Lage bewegen, viertens war alles, was einem auf dieser romantischen Fahrt begegnete, nicht grade angenehmer Art. So war es mir z. B. in der einen Nacht gelungen, mich auf den Boden des Wagens niederzulegen und einzuschlafen. Kaum entschlummert, erwache ich unter einem mechanischen Druck auf meinen Bauch, daß ich denke, alle meine Eingeweide sollen in einem Mörser zu Brei zerstampft werden. Ich schreie oder fluche laut auf und suche mich mit aller Kraft zu erheben, und da schüttle ich einen biederer Kameraden, Oberpodolier, zu deutsch Wasserpölaten, seiner Rationalität nach, von mir ab, der aus dem Hintergrund des Salons über ein halbes Duzend seiner Brüder im blutigen Handwerke hinweggeleitet war und zuletzt auf meinem armen Unterleibe Posto gefaßt hatte, um zum Wagen hinaus sich irgendwelches natürlichen Ballastes zu entledigen.

Solcher beinahe erdrückender Späße passierten mir auf dieser denkwürdigen Kriegstreife mehrere; man kann sich daher denken, daß ich heilfroh war, als wir in Landau „ausgeschifft“ wurden, wie damals der militärische Kunstausdruck lautet, und es nun auf Schusters Rappen zur französischen Grenze und drüber hinausging.

Bei Weißenburg und Wörth hatte ich Wunder der Tapferkeit getan — vielleicht, ich weiß es nicht; das eine ist fest, es mangelte mir jede Gelegenheit dazu — nicht bloß am Anfang, sondern im ganzen Verlaufe des Krieges. Das sechste Armeekorps, bei dem zu stehen ich die Ehre und das Vergnügen hatte, kam immer als Reserve hinter den kämpfenden Truppenteilen dreinspaziert; es war, als ob es vom Schicksal dazu ausersehen sei, sich nur im Laufen zu üben — darin aber gründlich. (Schluß folgt.)

**Der Unabhängigkeitskampf der Boeren** (Buren) in Südafrika hat in Deutschland mit Recht allgemeine Teilnahme erregt. Ein Gemeinwesen, das furchtlos sein gutes Recht auch der gewaltigsten Uebermacht gegenüber vertritt, muß die Anerkennung und Sympathie jedes edel denkenden Menschen finden. Ist doch selbst in England dieses Gefühl so kräftig zum Durchbruch gekommen, daß die englische Regierung, nach empfindlichen Schlappen der englischen Truppen, dem chauvinistischen Geschrei nach blutiger Sühnung der erlittenen „Schmach“ Trotz bietend, ihr eigenes Unrecht eingestand und die Forderungen der Boeren in der Hauptsache gewährte. Eine Handlungsweise, die England jedenfalls mehr Ehre macht, als wenn es dem „Ehrenpunkt“ zu Liebe ein par Tausend Boeren niedergemetzelt, ihre Häuser eingestürzt und ihre Acker verwüßt hätte.

Leicht wäre dies freilich nicht gewesen, und der — schließlich allerdings bei dem Misverhältnis unzweifelhafter Sieg hätte mit bedeutenden Opfern erkauft werden müssen, denn die Boeren haben sich als Soldaten ersten Rangs erwiesen. Und das ist der Punkt, den wir hier kurz berühren möchten. Wie der Leser sich erinnern wird, haben, von einigen kleineren Scharmüßeln abgesehen, in denen die Boeren beiläufig durchweg siegreich waren, zwei größere Gefechte zwischen den

Boeren und den Engländern stattgefunden. In beiden siegten die Boeren. — Das erstmal waren sie in der Defensiv — bei Laingsnek — und hatten sich ihre Stellung selbst ausgewählt. Das war ein bedeutender Vorteil, obgleich es vorher von den Engländern für unmöglich gehalten wurde, daß eine solche Stellung von solchen Streitkräften gegen englische Truppen gehalten werden könne. Beim zweiten Gefecht war es aber anders. Die Engländer hatten sich in der Nacht eines außerordentlich festen Hoch-Plateaus bemächtigt, welches die Stellung der Bauern beherrschte und nach allen Regeln der Kriegskunst unüberwindlich schien. Nach den uns vorliegenden genauen Schilderungen gleicht der „Spitzkop“ oder Majuba, welcher der Schauplatz dieser Waffentat war, dem Königsstein, nur daß er dreimal so hoch ist. Die Seiten ebenso steil, und oben eine glatt abgeschnittene, nach der Mitte zu sich etwas senkende Fläche. Kurz eine natürliche Festung, wie sie stärker nicht gedacht werden kann.

Mag die englische Armeeorganisation noch so mangelhaft sein, der englische Soldat wird an Ausdauer und kaltblütiger Tapferkeit von keinem Soldaten der Welt übertroffen.

Und diese anscheinend uneinnehmbare, von englischen Soldaten verteidigte Position ist von den Boeren am hellen Tag, ohne Ueberrumpfung erstickt worden.

Von den Engländern wird zugegeben, daß englische Soldaten die Position nicht hätten erstürmen können, d. h. englische Soldaten in gleicher Zahl und ohne Artillerie wie die Boeren. Mit anderen Worten: die Engländer — urteilsfähige Offiziere — geben zu, daß die Boeren, von denen nicht einer (die par unter ihnen befindlichen Deutschen ausgenommen), je einen militärischen Handgriff gelernt hat, tüchtigere Soldaten sind als die gedrückten englischen Soldaten.

Woher diese Ueberlegenheit?

Die Boeren sind vorzügliche Schützen und vorzügliche Natur-Gymnastiker. Von frühester Jugend auf an im Gebrauch der Büchse, im Klettern, Laufen, Springen geübt, jeder Bitterung ausgesetzt, an alle Strapazen gewöhnt, haben sie eine wahrhaft unglaubliche Fertigkeit im Schießen, und sind körperlicher Leistungen fähig, die uns in Erstaunen versetzen.

Bei dem Angriff auf den „Spitzkop“ trafen sie auf 900 bis 1000 Meter mit vollkommener Sicherheit, so daß, wie der (militärische) Korrespondent des „Standard“ (der das Gefecht mitmachte und gefangen wurde) erzählt, die englischen Soldaten das Vertrauen in ihre Gewere verloren. Wer nur ein par Zoll von seinem Kopf zeigte, war ein Kind des Todes.

Und das Erstklettern der steilen, an manchen Stellen fast senkrechten 2000 Fuß hohen Bergwände wurde von den Boeren, unter fortwährendem Plänkeln mit solcher lagenartigen Gewandtheit bewerkstelligt, daß die Engländer ganz verblüfft waren. Ein Teil der Engländer riß aus, als die Angreifer sich auf das Plateau schlangen; jene machten indes bald kehrt und an Tapferkeit setzte es nicht auf englischer Seite. General Colley war seinen Leuten voran, durch heldenmütiges Beispiel sie anfeuernd. Es war umsonst. Was nützt der größte Heldennut, was die festeste Disziplin einem Feind gegenüber, der nicht in die Masse, nicht der Richtung nach schießt, sondern auf den Mann zielt und ihn auch, bis auf eine Entfernung von 1000 Meter unfehlbar trifft?

Die Erstürmung des Spitzkop durch die Boeren hat eine Moral. Und diese ist:

Die Haupteigenschaften eines Soldaten können im freien Leben besser erworben werden, als in der Kaserne und auf dem Exerzierplatz.

Wende man nicht ein, die Boeren hätten sich unter ausnahmsweise günstigen Bedingungen herausgebildet.

Das ist zwar wahr, will aber als Argument nichts besagen.

Wird in unseren Kulturstaaten die körperliche Erziehung genügend gepflegt, so kann jeder nicht Kranke oder Verkrüppelte dieselbe militärische Tüchtigkeit erlangen, wie die Boeren sie besitzen, und kann sie obendrein mit weit geringerem Zeitverlust erlangen, als jetzt der Heeresdienst auferlegt.

Freilich, die Boeren können nicht manövrieren. Nun — so weit das nötig, wird es, falls sonst militärische Tüchtigkeit vorhanden ist, sehr rasch erlernt werden.

Im Werte des deutschen Generalstabes über den deutsch-französischen Krieg ist zugegeben, daß die jungen französischen Aufgebote und die Francitireurs der deutschen Heerführung schwere Sorgen bereiteten.

Die französischen Rekruten und Francitireurs konnten weder schießen noch Strapazen ertragen.

Wenn sie hätten schießen und marschieren können wie die Boeren — was dann?

Die Moral der Boerensiege wird ja nicht sofort praktisch zu verwerten sein. Indes, sie muß gezeigt werden. Sie wird schon zur Geltung gelangen. Die Wahrheit hort sich durch.

lb.

**Die verräterische Studie.** (Bild S. 364–65.) An anderer Stelle, aber bei ähnlicher Gelegenheit haben wir schon auf die vollständige Bedeutung des Genrebildes hingewiesen. Zeigt uns die Historienmalerei die großen Taten unserer Vorfahren, und regt sie uns an zur Begeisterung und Nachahmung, so führt uns das Genre alle möglichen, oft die unscheinbarsten Begebenheiten vor und zeigt uns durch die

künstlerische Gestaltung derselben, welche hohen Wert das Leben hat und zu welcher Höhe der Entwicklung unser gesamtes Sein sich aufschwingen kann, wenn eben dem Einfachen, Schlichten die nötige Beachtung wird, und wenn dasselbe als unentbehrlicher, wesentlicher Teil des Ganzen seine ihm gebührende Stellung einnimmt. Kein großes Ganze kann eine wünschenswerte Vollkommenheit besitzen ohne eine entsprechende Vollkommenheit der daselbe bildenden einzelnen Teile. Vollkommenes darzustellen ist aber Aufgabe der Kunst. Erzeugt sie dieses aus den gemeinsten Vorgängen, so sagt sie uns zugleich wie wir die letzteren betrachten und gestalten sollen. Deshalb darf der wahre Künstler kein Photograph sein und nicht die Dinge wie sie der Erkenntnis des ersten besten Durchschnittsmenschen erscheinen, konterfeien — er hat „ein Stück Menschengeschichte, das nirgends passiert ist, aber überall sich ereignet“, darzustellen. „Schön ist alles das, was die guten Eigenschaften einer Sache zeigt, und garstig was die schlechten weist“, sagt ein bedeutender Künstler (Raphael Mengs: Gedanken über die Schönheit und den Geschmack in der Malerei). Derselbe schreibt an anderer Stelle dieser seiner ausgezeichneten Schrift: „Die Kunst der Malerei kann aus dem ganzen Schauplatz der Natur das Schönste wälen und die Materien von vielerlei Orten und die Schönheit von vielerlei Menschen sammeln, während die Natur die Materie (den Stoff) eines Menschen nur aus der Mutter desselben nehmen und sich mit allen Zufällen begnügen muß.“ Damit ist aber das Wesen und Ziel aller künstlerischen Tätigkeit angedeutet: nicht platter Naturalismus — den finden wir auf Weg und Steg in der Wirklichkeit — nicht schwärmerischer, vom wirklichen Sein abstrahierender, in den nebligen Regionen des Nichtwahrnehmbaren sich bewegender Idealismus: künstlerische, ideale Gestaltung dessen was ist, Erhebung der gemeinen Dinge über die trockne Prosa des Alltäglichen ist die Aufgabe aller Kunst. Wie singt doch Heine in seinen Schöpfungsliedern?

„Den Himmel erschuf ich aus der Erd'  
Und Engel aus Weiberentsaltung;  
Der Stoff gewint erst seinen Wert  
Durch künstlerische Gestaltung.“

Und wenn alles, was wir durch unsere Sinne warnemen, uns schließlich durch sein wiederholtes Auftreten trivial, gemein erscheint, um wievielmehr banal mühte uns eine solche naturgetreue Wiederholung in der Kunst erscheinen? — Feines Beobachten, fleißiges Studium der Natur und des menschlichen Lebens wird deshalb den Künstler allein vermögen künstlerisches, Schönes zu schaffen. Eine solche Studie liegt auch unserer Illustration zu Grunde, nur knüpft sich daran noch ein kleiner Liebesroman, in dem der studierende Künstler eine der Hauptpersonen spielt, wodurch aber die Geschichte noch interessanter wird. Besagter Künstler machte einst, wie die Mär erzählt, eine Studienreise in Thüringen und schlug in einem in romantischer Gegend gelegenen Dorfe sein Quartier für kurze Zeit auf. Gelegentlich seiner Streifereien entdeckte er das hübsche Gesicht des jungen Mädchens, die da links auf unserm Bilde sitzt. „Ein Kopf, wie ich ihn mir lange zu einer Studie gewünscht“, sagt der Künstler, aber das Herz des Menschen verlangt mehr und will nur Genüge im Besitz des lieblichen Dorfskindes finden. Leider stellt sich dem ein vorläufig unübersteigliches Hindernis in dem gestrengen Papa des Mädchens entgegen, der nun einmal die „Tagediebe aus der Stadt“ haßt, und vor allem gar nicht begreifen mag, was denn diese Farbentleser auf „Gottes schöner Erde“ sollen. Ihre Mutter, welche noch eher der Tochter kräftige Stütze hätte sein können, tut in der kühlen Erde und so bleibt unseren beiden Verliebten nichts anderes übrig als abwarten und sich mit dem verstoßenen Austausch ihrer Liebesblicke oder im günstigsten Falle mit einem Stellbuchein auf einige Minuten zu genügen. Da endlich kommt die günstige Gelegenheit für die Liebenden und für den Maler. — Der Vater verreist in wichtigen Angelegenheiten und flugs ist unser Künstler da um — seinen Studienkopf auf die Leinwand zu zaubern und, was wol wichtiger war, mit seinem geheimen Bräutchen ungestört von neidischen und übelwollenden Blicken die schönen Stunden der ersten Liebe zu genießen. Denn Großmütterchen und Schwester sind in das Geheimnis eingeweiht und unterstützen das Komplott gegen den abwesenden gestrengen Herrn Papa. Die „Studie“ ist eben vollendet, der Künstler hat auf Augenblicke die Stube verlassen, da, o Schrecken! tritt der heute am wenigsten erwartete Herr des Hauses unter die anungslose Gesellschaft. Desto mehr ahnt und begreift er aber, was da in seiner Abwesenheit vorgefallen und indem er mit seinem mächtigen Krückenstock auf das eben fertige Bild zeigt, spricht er mit seiner markigen Stimme die wenigen, aber gewichtigen Worte aus: „Was soll das?“ Alles ist stumm, der Purpur, welcher bei seinem Eintritt die Wangen seiner Ältesten übergossen, verdunkelte sich, sein jüngstes Töchterlein tigert forlos und Großmütterchen faltet die Hände vor Schreck über die Dinge, die da noch kommen werden. Bis dahin hat uns der Meister, der unser Bild geschaffen, diese kleine Geschichte erzählt und den höchsten Punkt der Handlung mit seinem Pinsel dargestellt. Wie es ihm gelungen, darüber mögen die freundlichen Leser der R. W. selbst urteilen. Verraten wollen wir nur noch, daß der „Alte“ in seinem Zorn bald das „Farbengelleck“ vernichtet hätte, nur der schnell hereintretende Künstler rettete es vor seinem Widerfacher.

Heftige Auseinandersetzungen seitens der beiden, freundliches Zureden und Bitten des weiblichen Teiles der Gesellschaft, aber keine Verständigung war das Endergebnis und unser Künstler wanderte fürbas seine Straße. Da es aber eine alte Geschichte ist, daß selbst das strengste

Vaterherz nicht auf die Dauer einer jungen energischen und liebenswürdigen Tochter widerstehen kann, so kapitulirte schließlich auch unser „Alter“ und der Sonnenschein ihrer siegreichen Liebe löst den Schmerz des gewaltigen Geschiedenseins der beiden ab. Sie sind glücklich geworden, und haben ihr Ziel erreicht, wir möchten aber dennoch allen werdenden Künstlern raten, entweder mehr Vorsicht oder mehr Offenheit bei ihren Studien anzuwenden, denn nicht immer dürfte die Geschichte so glatt ablaufen! —

## Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

**Ueber die Nachteile zu starker Zimmerwärme** sagt Professor Reclam folgendes: Wer die Temperatur über 15 Grad erhöht, wird bald merken, daß sein Wärmebedürfnis sich stets steigert und bald 17, ja 20 Grad nicht mehr genügen. Der Grund ist, daß bei andauernd starkem Heizen die Wände, sowie die im Zimmer befindlichen Gegenstände austrocknen. Je mehr sie ihre Feuchtigkeit verlieren, um so mehr saugt die trockene Luft die Feuchtigkeit da auf, wo sie dieselbe fast allein noch findet — bei den Menschen. Die unmerkliche Ausdünstung der Haut und Lunge wird gesteigert. Da nun diese Verdunstung von Feuchtigkeit uns viel Wärme entzieht, so wird durch die gesteigerte Ofenwärme allmählich auch das Wärmebedürfnis gesteigert — und der Ofen erscheint als bester Freund — ist aber ein Feind! Denn in der erhöhten Zimmerwärme dämpfen auch alle anderen Gegenstände mehr aus, und die Luft wird verschlechtert. In der warmen Luft atmen wir weniger Sauerstoff, unser notwendiges Lebensbedürfnis ein, und der Stoffwechsel wird langsamer und geringer — der Appetit mindert sich, es tritt mürrische Stimmung ein, der Schlaf ist kurz und unruhig — alle Verrichtungen des Körpers lassen zu wünschen übrig. Das sind die Leiden der Bureauarbeiter, der älteren Kaufleute, der viel im Zimmer lebenden Frauen und alten Mädchen, kurz der meisten Stubenmenschen im Winter! Nur diejenigen, welche ihrem Ofen niemals gestatten, die Luft über 15 Grad zu erwärmen, sind diesen Leiden nicht unterworfen.

**Der Nebel soll seine Entstehung verdanken** nicht bloß den in der Luft vorhandenen Wasserdämpfen, sondern vielmehr dem Staub, an den sich die atmosphärische Feuchtigkeit ansetzt und one den die in der Luft schwebenden Wasserteilchen gänzlich unsichtbar blieben. Prof. Artin in Emdenburg, der dies durch Experimente verdeckt hat, behauptet sogar, daß es one Staub in der Luft nicht einmal Regen geben würde, da die mit Wasserteilchen überfüllte Luft diese immer ganz plötzlich in Gestalt einer einzigen Wasserlage zur Erde senden würde. xx.

## Literarische Anschan.

**Sonnenstrahl und Arbeitskraft der Menschheit.** Ein Bild aus Naturwissenschaft und Industrie der Menschheit. In freien Vorträgen behandelt von Dr. Christoph Ruths. 1879. Dortmund bei G. L. Krüger.

Während von Seiten der Vortragsnehmer eines auf Autorität basierten Wissens, aus dem noch dazu eine sorgfältige Auswahl, gewissen Zwecken entsprechend, zur sogenannten Volksbelehrung getroffen wird, die alten Formeln in immer wechselnder äußerer Gestalt den durch die zur Schau getragene Sicherheit verblüfften Vernünftigeren durch Wort und Schrift unermüdlich eingepredigt und eingebrocht worden, sobald dieselben größtentheils zuletzt die Aufnahmefähigkeit für anders geartete Ideen verloren get, und während jene Verfechter der durch ihr vielhundertjähriges Alter nicht ehrohwürdiger gewordenen Bemäntelungsformeln der Unwissenheit unter den letzten Verhältnissen an nicht wenigen Orten noch so die Oberhand haben, daß sie, one Gefahr für nährlich erklärt zu werden, behaupten können, das ihre sei das eigentlich ganze, tiefe, ideale, echt nationale und menschenwürdige Weltwissen, und jeder Zweifler daran gehöre zur gefährlichen Klasse der Halbgebildeten, — währenddessen liegen für die Verbreitung erfarungs-mäßigen, realen Wissens die gegebenen Verhältnisse unverhältnismäßig ungünstig. Die Jugend bleibt wesentlich one logische Vorbereitung zur Aufnahme exakter Kenntnisse; hierdurch und durch die mangelnde Anregung, vielmehr aber Abkühlung der Empfindungen durch übermäßige Berufsarbeit, wird der Propaganda, one welche auch für die besten und meisten Ideen kein Boden gewonnen wird, ein schwer zu überwindendes Hindernis bereitet.

Darum sind alle Bemühungen, begrenzte, kleine Kreise aus den Ergebnissen der Naturforschung in eingehenden Einzelvorträgen oder unter umfassen, überblicklichen Gesichtspunkten große, allgemeine Gesetze grade den Kreisen zugänglich zu machen, für welche diese Gedankenansätze von vielen für nicht bestimmt erachtet werden, vom freien, allseitig gleichberechtigten menschlichen Standpunkt aus freudig und dankbar willkommen zu heißen. — Kann eine andre der neueren großen Entdeckungen aber bietet von jeder nur möglichen Seite der Betrachtung so großartige und fesselnde Gesichtspunkte, als die Lehre von der Erhaltung der Kraft im Universum, zu der von Robert Mayer der Grund gelegt wurde.

Die vorliegende Schrift von Christoph Ruths betrachtet die Dokumentierung dieses Satzes vornehmlich in der Einwirkung der Sonne auf die Erde. Sie zeigt in Ausführungen, die sich auf zahlreiche, meist dem praktischen Leben entnommene oder der allgemeinen Erfahrung zugängliche Beispiele stützen, und in oft recht schwinghaften Bildern, daß die bekanten, beständig in und um uns wirkenden Elementarkräfte sich auf die von der Sonne ausgestrahlte Bewegung zurückführen lassen; daß auf eben dieselbe Quelle sowohl die Massenbewegungen, die wir zu für uns nützlichen Arbeiten ausbeuten — also bewegte Luft, bewegtes Wasser —, als auch die Molekularbewegungen, welche teils direkt als Sonnenlicht und -wärme tätig sind, oder von uns durch Verbrennung künstlich erzeugt werden, ebenso die Pflanzenvegetation wie das tierische Leben, zurückverfolgt werden können. Diese in im ganzen kurzen und gedrängten Darstellungen gegebenen Erklärungen des Zusammenhangs der uns unmittelbar liegenden Naturvorgänge machen diese in schriftlicher Form vorliegenden populären Vorträge für die Kenntnisnahme des größeren Publikums wertvoll und empfehlenswert.

Dasselbe Interesse aber nötigt uns, an gleicher Stelle auch unser Bedenken gegen andre Teile dieses Werkes zu offenbaren. Da ist als Grundlegung für das Haupttema eine ihm an Umfang ziemlich gleichkommende physikalische Abhandlung über die Weltenergie und ihre Umwandlungen, was im wesentlichen auf die Einheit der Naturkräfte im Sinne ihrer gegenseitigen Verwendbarkeit herankommt, gegeben. One gegen den Gebrauch des Begriffs Energie (wenn konsequent in dem Sinne gebraucht: Fähigkeit eines Körpers, Arbeit zu leisten), der von der neuern Physik ziemlich allgemein aufgenommen ist, hier mehr einzuwenden, als daß die Vielheit der Bewegung und Kraft, welche man beiseite wollte, doch nicht ausgemerzt ist, solange man kinetische und potentielle Energie unterscheidet (oder Fähigkeit, Arbeit zu leisten, die ein Körper vermöge seiner Bewegung hat oder die er vermöge seiner Lage haben soll), so hätten wir

doch gewünscht, daß dieser Begriff nun wenigstens mit aller möglichen, und in andern physikalischen Werken bereits erreichten logischen Schärfe aufgestellt und gebraucht worden wäre; besonders auch wäre es angezeigt gewesen, in derselben Weise die Unbestimmtheiten hervorzuheben, die dem Begriff der potentiellen Energie der Lage anhaften, indem die Lage durchaus nicht Ursache, sondern nur Bedingung für die Möglichkeit einer Arbeitsleistung durch einen Körper ist, worin doch wol ein erheblicher Unterschied liegt!

Daneben begehen wir Bequemlichkeiten, Ungenauigkeiten, ja selbst logischen Widersprüchen im Ausdruck, und zwar recht argen, gar nicht selten, jedoch nicht nur daraus ungenügende Aufklärung über den zu erläuternden Gegenstand, sondern sogar hartes Mißverstehen bei solchen Lesern hervorgerufen werden kann, welche über dem Eifer, neues zu lernen, die kritische Aufmerksamkeit etwas mehr hintanzusetzen. So finden wir (S. 31) mit Bestimmtheit: „Hebung, freie Bewegung, Lage (eine weitere Bestimmung!), Schall, Wärme“ als Formen der Energie eingeführt! Noch bedeutlicher ist der Ausdruck „Energie in Bewegung“ für Energie der Bewegung; man verwandelt nicht ungestraft — in Ansehung des Aufklärungsziels — das Abstraktum Energie in ein Konkretum, denn nur ein solches kann Bewegung besitzen; die Verschiebung, ja Umkehrung des Sinnes ist hier ganz offenbar! Eine entschiedene Absicht, in dem Buchlein des Herrn Dr. Raths nur richtige finden zu wollen, und eine schon mitgebrachte klare Anschauung der Vorgänge, würde man durch Ausrufungen, wie: „Auch die Schallbewegungen der Körper setzen sich häufig selbst in Wärme um, wie man daran erkennt, daß sich Glöden beim Bauen erwärmen“, und auf Seite 30: „Aus diesem Grunde (weil Wärme in mechanische Arbeit übergeht) wird unter dem Resten einer Dampfmaschine weniger Wärme frei (1), wenn die Maschine arbeitet, als wenn sie stillsteht“, sicherlich zu ganz irrigen Vorstellungen verleiht werden. Ebenjowenig hat uns Seite 19 nach des Verfassers Absicht die daselbst sich findende Erläuterung der Bewegung der Uhr durch ein aufgehobenes Gewicht zu irgendeiner deutlichen Anschauung verholfen; wir können unmöglich glauben, daß das bekanntlich doch gleichmäßig (sowohl über als unter) fallende Gewicht „keine Geschwindigkeit“ erhält und „daher“ das Äquivalent bewegt werde &c. Wir möchten gerade hier bemerken, daß — wie wir denn die schärfste Logik und äußerste Präzision im Ausdruck für Wissenschaften gerade gut genug erachten! — wir es ganz besonders angeeignet halten, bei Erläuterung von mechanischen oder sonstigen Apparaten, die sich zum praktischen Gebrauch in den Händen des Volkes finden, keine Unbestimmtheit, keine nur irgend mißzuverstehende Wendung einführen zu lassen, mag das auch sonst den Aufwand einiger Gedanken und Sätze mehr kosten. Denn wenn sich manche Naturgesetze an solchen mehr oder weniger komplizierten Apparaten auch ganz gut erläutern lassen, so kann das doch in der Regel nicht so einfach geschehen, als an wissenschaftlichen Apparaten, die speziell zum Zwecke eines Beweises für irgendein Naturgesetz hergerichtet sind.

Entscheidenden Widerspruch müssen wir ferner erheben gegen die vollständige Gleich- oder Ähnlichkeit der chemischen Affinität mit Energie der Lage, und der Wärme- und Lichtintensität bei chemischen Verbindungen mit dem Beispiel eines Meteorsteinfallens, welches beides in mehr als einem Sinne falsch ist. Eine Schilberung, wie S. 39: „Die Sauerstoffteilchen kürzen auf die Zundertheilchen los, sie verlieren bei der Annäherung ihre Geschwindigkeit und es entsteht, wie bei dem fallenden Meteorstein, eine Bewegung der Rotelken, welche wir Wärme und Licht nennen“, ist zwar sehr drastisch, aber ebenso widersprüchlich.

Außer durch diese Unbestimmtheiten und Ungenauigkeiten der Darstellung, wofür wir noch viele Stellen anführen könnten, leidet das hochinteressante Thema in gewissem Grade unter einer oft zu weit gehenden Schwammhaftigkeit der Darstellung. Mit Nachsicht, kann eine solche wohl dazu dienen, dem trocknen Wissen zu leichter Aufnahme in das Verständnis zu verhelfen; eine überwuchernde Phantasie aber verliert zu leicht den realen Boden unter den Füßen. Wir fragen vergebens, auf welche ungewissenhaftigen geschichtlichen Tatsachen Herr Dr. Raths sich beziehe, wenn er gleich im ersten Abschnitt sagt: „Alle Flammen sind am Verglühen. Naturwissenschaft und Industrie und mit ihnen die heilige Sonne schaffen der Arbeitskraft und in der Menschheit emporgeht. Die Träume, die Parabeln der Kindheit sind hinter ihr geschloffen, und sie vernimmt das alte Wort: Im Schweige deines Angesichts sollst du dein Brot essen.“ — Die harte Arbeit im Zustande der Sklaverei, der Leibeigenschaft, des Junkerstellens: der Verlust der Freiheit derselben durch besänftigende Raub- und dynastische Kriege; in solchem Paradies hat sich doch wol das Volk groß und, wie man meinen sollte, mühsig gearbeitet? Und wahrlich, nicht vom Träumen hat es seine Karben und Schwielen erworben und befindet es sich in seiner — bekanten Lage! Wenn es nun doch, in Einsetzung der fortwährenden Notwendigkeit der Arbeit, dieselbe manhaft und ohne Jagen fortsetzt, so müssen doch wol andere Motive und Ziele in Frage kommen, als etwa eine unumgängliche, sentimentale Erinnerung glücklich verträumter Kindheit oder auch eine unmotivierbare Dankbarkeit gegen diejenigen, die ihm das geschätzte „Paradies der Kindheit“ bereitet haben!

Ebenso unfruchtbar und zum Teil phantastisch erscheinen uns die Betrachtungen über unsern Verbrauch und den zukünftigen Ertrag der Steinkohlen. Die Mitteilung, man habe „auch amtlich in England bereits festgestellt, daß Europa nur für 400 Jahre mit Steinkohlen versorgt sei“, kann uns nicht erschrecken; denn nicht einmal die Lager in England, geschweige denn die andern europäischen und die der Nachbarschaft können „amtlich“ gezwungen werden, ihre Existenz und Wichtigkeit genau anzumelden, und so find denn auch veraltete amtliche Feststellungen oft recht falsch. Wichtiger als der Entwurf eines Phantasiemaltes, wie sich unsere armen Nachkommen zwölfter Generation nach Erschöpfung der Kohlenlager werden durchschlagen müssen, scheint uns einiges Kopfabbrechen, über die einfachste Art, wie in der Gegenwart jeder Haushalt und jede Werkstatt mit dem benötigten Quantum dieses für uns unentbehrlichen Heizungsmaterials zu versorgen und wie eine ökonomische Verwendung desselben allgemein durchzuführen sei! Das letztere aus dem einzigen Grunde, weil jede, sei es von einzelnen Personen oder ganzen Klassen, veranlaßte Verschwendung menschlichen Arbeitsprodukts als gegen die Menschheit unverantwortlich anzusehen ist, und wir es als einen Gewinn ansehen müssen, wenn der allgemeine Bedarf an Kohle durch Aufopferung von weniger Menschen in den gefährlichen, unterirdischen Kollenninen gedeckt werden kann.

Noch weniger aber können wir uns mit der Anschauung in Uebereinstimmung erklären, daß wir „gleich einem durch Erbschaft reich gewordenen Manne im vollen wirtlichen oder verschwendenden“, das „ererbte Kapital nicht für dauernde Anlagen verwenden“ und dadurch „ein bitteres Unrecht an den künftigen Geschlechtern“ begehen, soweit sich diese Vorwürfe auf den Kohlenverbrauch beziehen. Wir können die Steinkohlenlager zunächst als kein Kapital, am wenigsten gegenwärtig als „Vollkapital“ ansehen; ererbte haben wir auch keine Kohlenvorräte, denn unsere Vorfahren haben sie weder erspart, noch vergaben, noch überhaupt etwas damit zu tun gehabt; eine andre Verwendung, als Verbrennung oder Verhagung der Steinkohlen, kennen wir nicht, und solche geschieht eben teils zur Bedeckung eines augenblicklichen und vergänglichsten Bedürfnisses (wie Heizung), sollen wir nun vielleicht späteren Generationen zuliebe frieren, unser Erz unverkittet, unser Eisen ungeschmiedet lassen? Mag auch, nach Raths, das Stamkapital (an Steinkohlen) unserer Nachkommen aufheben, dürfen wir ihnen nicht ihre Schulden vermachend, so finden wir diesen Ausdruck kaum citirenswert, da wir für die behauptete providentielle Ausrichtung gerade unserer Nachkommen mit einem Stamkapital von Steinkohlen keine Ueberzeugung gewinnen können und überdies vermuten, daß sie sich mit unsern Staatsschulden sehr glatt auseinanderzusetzen und bloß nicht begreifen werden, weshalb wir

unter deren Last solange geknechtet haben. — Endlich ist in derselben Angelegenheit die Warnung an „unser Volk“, die Erfüllung jener (nicht genauer bezeichneten) hohen Kulturaufgabe, welche der deutschen Nation ausfallen ist, nicht später zu erschweren, indem „unser Volk“, der Versuchung augenblicklichen Vorteils und Wohllebens „erliegend“, eine starke Einfluß von Kolen aus Deutschland nach anderen Ländern gestattet, an die falsche Adresse gerichtet; „unser Volk“ fahrt überhaupt woher Steinkohlen aus, noch genießt es Wohlleben davon, und die Rücksicht auf allgemeine Kulturaufgaben käme bei Ausruf von Getreide, Kartoffeln, Vieh, Knochen u. i. w. nach unserm Erachten wol noch mehr in Frage.

Zum Schluß noch ein Wort über die der Abhandlung über „Sonnenstrahl und Arbeitskraft der Menschheit“ beigegebene Schlussbetrachtung. Verfasser verspricht hier noch einige Andeutungen über die späteste Zukunft von Weltall, Sonne, Erde und Menschheit zu geben. Er belehrt uns, daß „auch das Weltall, oder derjenige Teil (so?) der Welt, der aus Stoff und Energie besteht“, uns nicht als Perpetuum mobile erscheine, daß sich vielmehr alle Energie der Körper allmählich in gleichmäßige Wärme zu verwandeln strebe, „daß Wärme wieder vollständig in mechanische Arbeit nicht zurückverwandelt werden kann und daß auch Wärme von einem kälteren zu einem wärmeren Körper nicht von selbst übergeht“. Hieraus soll einleuchten, daß sich die jetzt ungleiche Energie der Naturkörper immer mehr ausgleiche, ihre Temperatur gleich werde, schließlich keine Energie mehr von einem zum andern übergehe und so das uns jetzt belaste Leben aufhöre oder, besser gesagt, sich in gleichmäßige Wärme verwandeln werde. Nun ist zwar wahr, daß Clausius, ein Repräsentant der neuen Wissenschaft (nicht „die neue Wissenschaft“, wie Raths meint), dieselben Ideen in der Formel ausgesprochen hat: „Die Entropie der Welt strebt einem Maximum zu.“ Das ist aber nichts, als ein Vermutungssatz von Clausius, der Anhänger gefunden hat, obgleich, oder grade weil er mehr aus einem unaustrittbaren Bedürfnis, uns mit einem Welt- oder doch allgemeinem Lebensende zu trösten, entnommen ist, als daß er auf wirklichen Erfahrungen beruht. Die auch von Raths vorgebrachte Behauptung, daß Wärme nicht vollständig in mechanische Arbeit umwandbar sei, ist nur eine Verwechselung von menschlich nützlicher, bezweckter Arbeit mit dem physikalischen Begriff Arbeit überhaupt, denn die bei der Dampfmaschine, im Abdampf und bei vielen andern Gelegenheiten verlorengehende Wärme ist doch nur für unsre beabsichtigten Zwecke verloren, während Bewegung von Luft, Hebung von Wasserdampf, das Hin- und Herbewegen der thermometrisch nicht meßbaren Wärme-Strahlen durch den Weltkörper von Stern zu Stern und deren mechanische Arbeit die vollständig wiederkehrenden mechanischen Äquivalente der angeblich verlorenen gemeinen Wärme sind.

Wenn aber Herr Raths hinterher vorsichtigerweise noch bemerkt: „vorausgesetzt, daß nicht ein uns noch unbekannter Umstand erneute Ungleichheit in der Energieverteilung bewirkt“, und weiter unter: „Es braucht wol kaum hinzugefügt werden, daß jene vorausgesetzte Temperaturgleichheit aller Weltkörper noch um einen Zeitraum entfernt ist, gegen welchen Billionen von Jahren nur Augenblicke sind“, so hätte er die folgende Uebersetzung doch wol vorher anstellen sollen, ehe er die Entropie so ernsthaft auseinanderlegt: wenn das selbste Teilchen zu dem mechanischen Äquivalent der Wärme so ungeheuer klein ist, daß wir in irgendeiner vorstellbaren Beobachtungszeit gar nicht merken können, so genügt eben ein ungeheurer kleiner Schätzungsfehler, um als möglich erscheinen zu lassen, daß Wärme doch ganz vollständig in mechanische Arbeit sich umwandelt, daß das Weltall also doch ein — und zwar das einzig mögliche und notwendige existierende Perpetuum mobile sei, jedoch die seit 1824 ergrauten Ereignisse in einem Kreislauf der Erscheinungen zwischen den mannichfaltigen Körpern bestehende Welt die Entropie, welche aus ihr schließlich doch einmal die Spottgeristenz eines ledernen, lamparmen Einerlei machen soll, längst verdaut und überwunden hat und ihrerseits dieses Hingespinnstes spottet.

A. B.

### Redaktionskorrespondenz.

**Berlin.** 2. 2. Professor Hirt in Breslau hat die Gewerbe- und Fabrikbetriebe überschichtlich zusammengestellt, die für den Arbeiter gesundheitsgefährlich sind. Danach rangiert Ihre Arbeit unter die gefährlichsten Beschäftigungen von allen denen, welche auf die Gewinnung und Verarbeitung gesundheitsgefährlicher Stoffe gerichtet sind. Diese beziehen nämlich in den Gewerken der Feuerbergwerke, Feuerwerksfabriken, Gießereien, Spiegelglasfabriken. Ferner gehören dazu die Arbeiten in Kremlen, Blei- und Quecksilberbetrieben und das Auftragen bleibhafter Glasuren mittels Einstrichens. Dann das Auspressen der zum Verbenen des Quecksilbers gebrauchten Beutel; die Contro-ordination des Eisens, das Einstrichen von dünnflüssigen Speisen, sowie weißer Glaschandsche mit Bleiweiß; das Einstrichen des Bleiweiß; die Herstellung der Bindmasse für Phosphor- und Zinkblei; das Platinieren; das Verpacken der fertigen Chromfarben; die Fabrikation von ardenhaltigen Anilinfarben, Dampfpapier, künstlichen Blumen, Baumwollentstoffen und Tapeten; die Fabrikation von Blattwerk, von Blumenblättern, die mit Glycerinlösung bestrichen werden, von Kupferanilinfarben, von Schweinfurtergrün und von Händbächen. Dabei ist die lange Reihe der weniger gefahrlosen, aber immer noch schädlichen Berufsarten, z. B. der Anstreicher, Maler, Lackierer, Färber, Photographen, Ringelher, Buchdrucker &c. noch übergegangen, ebenso alle die meist sehr schädlichen Staudgewerbebetriebe und viele von denen, welche mit der Entwicklung von Gasen verbunden, aber nicht direkt auf die Herstellung und Verarbeitung gesundheitsgefährlicher Stoffe gerichtet sind. Zum Schutze gegen die Vergiftungsgefahr werden in neuerer Zeit vielfach die Abgas-Respirationsapparate empfohlen, welche der Fabrikant Wilhelm Fels in Wismar herstellt. Ein Apparat, wie Sie ihn brauchen, würde Sie allerdings auf ungefähr 40 Mark zu stehen kommen und für die Fällung noch jährlich etwa 3 Mark beanspruchen.

**Frankenberg.** 2. 2. **Berlin.** B. L. **Hamburg.** Kaufmann S. und **Coblenz.** 2. 2. B. L. Die eingekauften Arbeiten sind leider alleamt nicht verwendbar. **D. H. A. Sch.** Ihre kleine Arbeit ist recht hübsch und wird wahrscheinlich gelegentlich in der „A. B.“ Platz finden.

### Sprechsal für jedermann.

**Wilhelmine Höfer**, geboren in Wolfsgesarth bei Weida, Großherzogtum Weimar, welche im Jahre 1848 mit dem Kunststiller Sargel, Sargel oder Sörgel nach New-York, Amerika, ausgewanderte, sich daselbst mit ihm verehelichte und laut der letzten vor nunmehr 30 Jahren eingetroffenen Nachricht 3 Kinder hatte, wird gebeten, ihrer Schwester Christiane verw. Kurzhals geb. Höfer Dresden Neustadt, Schönbrunnstraße 13. II. Nachricht zu geben. Im Falle des Verstorbenen der Gesuchten ist diese Bitte gerichtet an alle ihre Verwandten oder Bekannten. — Alle befreundeten Blätter in Amerika werden um Abdruck dieses Gefuchs gebeten.

**Inhalt.** Herschen oder dienen? Roman von M. Rantsky (Fortsetzung). — Ehe- und Hochzeitsgebräuche. Kulturgeschichtliche Skizze von H. Schl. (Schluß). — Der Glaube an Hexen, von Dr. Valentin M-y. — Harmlose Plaudereien und Geschichten. — Der Unabhängigkeitskampf der Boeren. — Die verräterische Studie (mit Illustration). — Aus allen Winkeln der Zeitliteratur: Ueber die Nachteile zu starker Zimmerwärme. Entstehung des Rebels. — Literarische Umschau. — Redaktionskorrespondenz.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Gohlis-Leipzig (Möckersche Straße 30d). — Expedition: Färberstr. 12. II. in Leipzig. Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Leipzig.